Januar
1948



DER MARIENBOTE

Gott segne das Neue Jahr!



Wir stehen an der Pforte des Jahres des Herrn 1948. Dunkel liegen die Wege der göttlichen Vorsehung, viel finsterer noch die Wege unserer freiwilligen Sünde, vor uns. Welchen Weg werden wir einschlagen? Die Vorsehung des Herrn möchte uns dem Lichte entgegen führen — wenn wir uns nur leiten ließen. Wenn wir nur immer bedächten, daß wir in Sünde und in Schmerzen geboren wurden, daß wir der Sünde wegen den Schmerz des erlösenden Kreuzes tragen müssen, und daß das Land der wahren Freude erst dort ist, wo man Gott sieht, von Angesicht zu Angesicht. Wollten wir doch dieser Wahrheiten eingedenk das Neue Jahr durchwandern. Es würde uns leichter werden, seine Kreuze zu tragen. Möge Gott uns allen den Eingang und den Ausgang des Jahres 1948 segnen.

Wir empfehlen:

„Wir beten"

Unser deutsches Gebetbuch. Schöner, deutlicher, deutscher Druck. Ein Gebetbuch erfreut immer. Es bringt Segen ins Haus und Segen ins Herz.

Preis: Mit gutem, biegsamen Einband und Rotschnitt — **$1.75** per Buch
Mit Ledereinband und Goldschnitt — **$3.00** per Buch

„Die Monate Gottes" von Heinrich Krawitz O.M.J.

Ein hundert Seiten starkes Büchlein von Gott und von uns Menschen. Mit schönen Bildern von Pater Werner Merx O.M.J.

Preis 30c per Buch.

Katholische Wandkalender — Preis: 40c

„Der Marienbote"

Warum nicht den Marienboten als Neujahrsgeschenk bestellen? Sehr vielen hat der Marienbote schon größte Freude bereitet. Und diese Freude dauert ein ganzes Jahr.

Preis: **$2.00** per Jahr.

Jede Bestellung, die bei uns gemacht wird, ist eine weitere Unterstützung der deutschsprachigen katholischen Presse Canadas. Der Marienbote ist das letzte katholische Blatt deutscher Sprache, das uns noch geblieben ist. Unterstützen wir es.

Alle Bestellungen bitte zu senden an:

THE MARIAN PRESS

922-24 VICTORIA AVE. REGINA, SASK., CANADA

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 4 — Regina, Sask., Januar 1948 — 16. Jahrgang

Dies und Das

Gott zum Gruß! Ein Jahr ist dahingegangen. Behüt' dich Gott du altes Jahr! Es ist dahin, und es wird einmal wiederkommen. Nicht so wird es wiederkommen, daß wir seine Tage und Wochen noch einmal durchleben müßten: Seine Leiden und seine Opfer, seine Sünde und seine Stunden ohne Gott werden einmal vor unserem Auge dahinziehen. Das wird sein, wenn Gott Rechenschaft halten wird mit Seinen Menschen.

Behüt' dich Gott, du altes Jahr! Es steht ja geschrieben, daß die Jahre unseres Zeitalters mit der Geburt Christi ihren Anfang nahmen. Mit jener heiligen Nacht, in der die Lieblichkeiten Gottes Mensch geworden, um unter uns zu wohnen und uns die Liebe des erbarmungsvollen Herrn der Heerscharen zu bringen.

Das strahlende Zeichen der Liebe Gottes steht am Anfang eines jeden Jahres, und es wird—so hoffen wir—auch am Ende aller Zeiten sich uns zeigen, schön und herrlich, vergebend und liebend uns an sich ziehend. Jesus ist unser Hoffen, darum wagen wir das alte Jahr trotz unserer Sündhaftigkeit in Seinem Namen zu segnen.

Behüt' dich Gott, du altes Jahr!

Grüß' dich Gott, du Neues Jahr!

Was vor uns liegt, wissen wir nicht. Es ist uns aber bekannt, daß auch über den vor uns liegenden Tagen und Monaten der Hauch des Dreieinigen liegt, und daß er uns ergreifen wird, wenn wir seiner begehren. Gott der Schöpfer, Gott der Erretter und Gott der Heiligmacher, möge er mit uns sein, und wir mit Ihm. Denn so ist es ja doch: Gott ist mit Seiner ganzen schaffenden, rettenden und heiligmachenden Liebe bei uns, um uns und über uns. Suchen wir Ihn, dann läßt Er sich finden, und Er schlägt Wohnung auf in den tiefsten Tiefen unserer Seele.

Grüß' dich Gott, du Neues Jahr!

Wenn wir nur wüßten, mit welchem Grüßen Gott uns aus den vor uns liegenden Tagen des Neue Jahres entgegen schaut!

„Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt und voller Erbarmen dich an Mich gezogen", steht im Heiligen Buche geschrieben. Und die Heilige Weihnacht hat uns an die Fleischwerdung dieser ewigen Liebe erinnert. Wie lange wird uns der Herr Christus nun wohl im Sinne bleiben? Werden wir Ihn wieder vergessen, weil wir uns um so viele andere Dinge sorgen? Gott sorgt sich um uns. Ununterbrochen bietet Er uns an die Fülle Seines Lebens und Seines Liebens. Uns aber ist dieses göttliche Leben und Lieben so unwichtig, daß wir ohne sie auskommen zu können meinen.

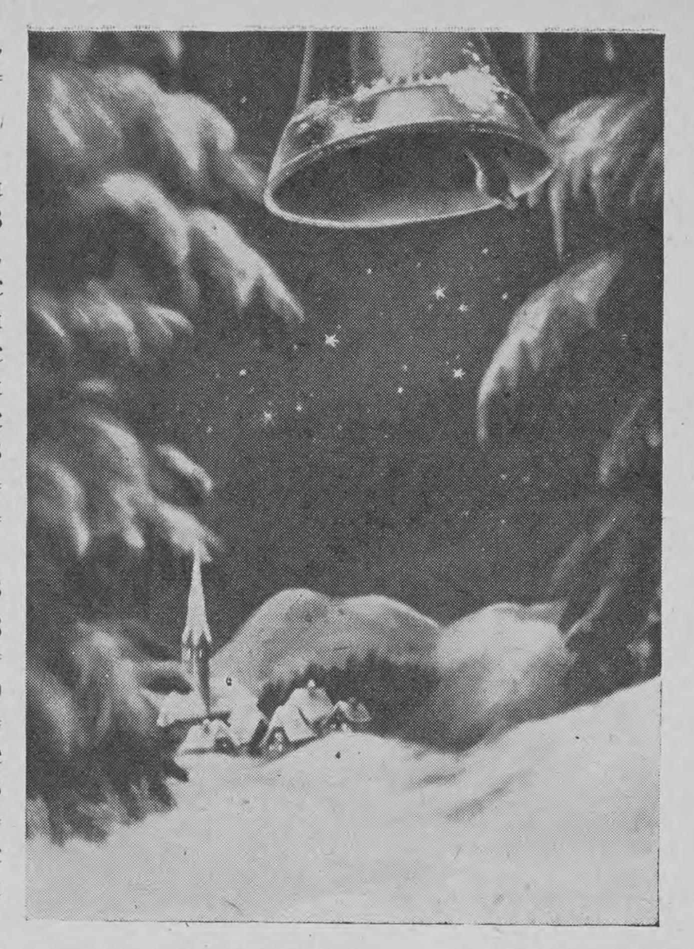
„Wie oft wollte Ich deine Kinder sammeln wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel nimmt. Ihr aber habt nicht gewollt!", klagte der Sohn Gottes. Er, der da kam, um uns Seine

Liebe anzubieten, und der da wiederkommen wird, um Gericht zu halten über alle Lebenden und Toten!

Grüß' dich Gott, du Neues Jahr!

Eingedenk der Sünden unserer Herzen wagen wir diesen Gruß nur schüchtern auszusprechen. Das große, heilige Wollen, ganz in Christus zu sein, damit der Dreieinige gepriesen werde aus aller Gnadenfülle unserer Herzen, dieses heilige Wollen haben wir ja noch nicht ganz. Wohl haben wir hier und da Sorge unserer Seele wegen. Wir möchten sie einmal im Himmel haben. Die heiligste aller Sorgen aber, jene Sorge, um deretwillen Christus in Bethlehem erschien, um deretwillen Er sich schlagen und kreuzigen ließ: Die Sorge um die Verherrlichung Gottes ist uns fast fremd!

„Geheiligt werde Dein Name", lehrte uns der Erlöser beten. Und Er machte es uns klar, daß Gottes Name nicht durch das Gebet der Lippen verherrlicht werden kann. „Wer in Mir bleibt und in wem Ich bleibe, der bringt viele Frucht . . . Dadurch wird mein Vater verherrlicht, daß ihr viele Frucht bringt". Die Frucht aber, von der Jesus hier spricht, ist die durch die Gnade Christi geheiligte Seele. In ihr lebt Christus selbst, und aus ihr spricht der Sohn Gottes Lob und Dank dem Herrn der Himmel.



Auch an ein anderes Wort Gottes hat der Heiland uns erinnert: „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang soll der Name des Herrn groß sein unter den Völkern". Und wir sollen Sorge tragen, daß das geschieht. Religion und Gottesdienst nach dem Evangelium des zu Bethlehem geborenen Heilandes ist weit mehr als nur die Sorge um die Rettung der eigenen Seele. Die Sorge um die Ehre und um die Verherrlichung des ewig heiligen Namen Gottes, die Sorge um die Verbreitung der Liebe Gottes in allen Tiefen und Höhen der Seele und in allen Weiten der Welt, das ist die größte aller Seelsorgen und die Fülle aller Liebe, die von Jesus kommt.

Grüß' dich Gott, du Neues Jahr! Gott grüßt uns aus deinen Tagen. Werden wir Ihn wiedergrüßen? Mit jedem Tage, der Gottes Sonne über uns aufsteigen läßt und uns die Ruhe der Abende bringt? Werden wir Ihn wiedergrüßen in jeder Freude und in jedem Leid? In jeder Versuchung und aus der Dunkelheit einer jeden Nacht?

„Reiche herab den Arm Deines ewigen Erbarmens, Du Gott der Liebe, und führe mich, und führe uns alle. Wir gehören ja alle zusammen, Du und alle Menschen und ich. Du bist auch immer bei uns. Ergreife uns, auf daß auch wir immer bei Dir bleiben!"

Grüß' dich Gott, du Neues Jahr! Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes wollen wir es beginnen und beenden. Du aber, heiliger, dreieiniger Gott, leite uns und segne uns in der Gnade Deiner Liebe! Amen!

Der Schriftleiter.

„Leben entsteht nicht aus der Addition zweier Elemente, sondern aus ihrer gegenseitigen Durchdringung trotz voller Eigenart."



Wie das Hintertaler Kirchlein zu einer Krippe kam

Dr. Hulda Maria Mical.

Das Hintertaler Kirchlein hat eine feine Krippe, das muß man sagen; keine Dutzendware, wie sie jeder im Kaufladen um mehr oder weniger Geld erstehen kann, sondern eine ganz ureigne Krippe, die so nur einmal in der Welt zu finden ist; ein richtiges, echtes Kunstwerk, jede Figur voll Liebe erfaßt und mit Meisterhand geschnitzt. Und — was das Merkwürdigste daran ist, die Figuren tragen alle echte, rechte Hintertaler Gesichter. Erkennt mancher seinen leibhaftigen Großvater darin oder die Mutter, den Oheim und andere Gevattersleute, und manch einer gar sich selbsten. — Ein sonderbares Kripplein!

Die Agnes Reingruber vermag es oft kaum zu fassen, daß sie es selber sollt' geschnitzt haben. Jedes Jahr aufs neue erfaßt sie ein ehrfürchtiger Schauer, ein kindliches Staunen, wenn sie wieder vor der Krippe kniet.

Viele Jahre lang besaß das Hintertaler Kirchlein nur ein ganz armseliges Kripplein. Nicht nur, daß die Figuren alt und gebrechlich waren, sie waren auch alles eher als schön. Süßlich waren sie, ohne Ausdruck und verfehlt in der Gestaltung. Freilich, man konnte auch vor dieser Krippe beten, aber wer ein tieferes Kunstempfinden besaß, der konnte sich am Ansehen allein nicht freuen. Ja, einmal, vor langer, langer Zeit, hatte Hintertal wohl auch seine künstlerische Krippe gehabt wie alle Orte im Umkreis, denn die Menschen in dieser Gebirgsgegend waren im allgemeinen gar kunstsinnig, und immer einmal gab es einen richtigen Künstler unter ihnen, der sich aufs Schnitzen verstand. Aber diese alte Krippe war seit vielen Jahren verschwunden, und man wußte nicht, wohin sie gekommen war. Sei es, daß man sie nicht sorgsam genug aufbewahrt hätte, sei es, daß sie Brandschaden oder Wassernot zerstört hatte, — kurzum, sie war dahin. Keiner der noch lebenden Hintertaler erinnerte sich, sie jemals gesehen zu haben. Der alte Krippenschnitzer aber hatte bisher keinen Nachfolger gefunden, und dazu war die Hintertaler Pfarre viel zu arm, als daß sie sich eine wertvolle Krippe hätte anschaffen können. So hatte man denn eines Tages jene Krippe gekauft, deren Anblick der Agnes Reingruber allweil im Herzen wehtat.

„Wenn ich bloß das Geld aufbringen könnte für ein würdiges Kripplein!“ sagte sie jedes Jahr im Advent zu ihrem Pfarrherrn. Und dieses Jahr taten beide einen tiefen Seufzer und beschieden sich mit dem Wünschen, denn keines von ihnen wußte woher sie dazu das Geld nehmen sollten. Die Hintertaler waren im Laufe der Zeit nicht reicher geworden, und es wollte sich auch nirgends ein großherziger Gönner finden, der ihnen eine wertvolle Krippe geschenkt hätte.

Agnes Reingruber war Lehrerin in der Hintertaler Schule. Der stille, verschlossene Winkel paßte so recht zu ihrer Art. Sie war ebenso verschlossen und still, wie das Hintertal. „Ein trutziges Dirndl“, hatten sie die Leute gescholten, als sie noch ein Kind war. Sie war niemals trutzig gewesen, nur wortkarg und scheu. Unendlich wohl fühlte sie sich hier in dem winzigen Bergnest, wo die Welt ein Ende hatte und mit hohen Felsmauern verrammelt war. Hier konnte sie ganz eins werden mit der gewaltigen Gottesnatur rings um sie her, mit Fels und Bach, mit Baum und Busch, mit Pflanzen und Getier und mit den klobigen Menschen, die der ungefügen Natur so sehr glichen, die sie hervorbrachte und nährte. Ganz tief hinein versenkte sich die Agnes in dieses starke, naturhafte Leben und wurde mit der Zeit selbst ein Stück davon. Alle Formen, alle Farben, alles Weben und Bewegen, das sie umgab, nahm sie auf in sich und sah es täglich neu, täglich gleich vertraut und lieb. Unauslöschlich prägte sich all die Wucht und Schönheit in ihre Seele. Aber sie wußte es kaum. Wußte nichts von den Kräften, die in ihr schlummerten. Wuchs und ward wie der Baum im Wald, wie das Gräslein am Rain, von Gottes Hand allein gestaltet, ungestört und

unverbildert von Welt und Zeitgeschmack.

Selten nur kam Agnes Reingruber aus dem Hintertale heraus. Ach, es gab ja hier so viel, das sie festhielt! Alle die alten Gebräuche und Lieder wollte sie kennenlernen, Hausrat und Hausformen und über allem, die Menschen selbst und ihre Eigenart, rauh und doch köstlich in ihrem echten Kern. Jedes einzelne Gesicht war ihr eine Offenbarung innersten Wesens. Und weil die Hintertaler spürten, wie sie es ernst und ehrlich mit ihnen meinte, wie sie sich ihnen verbunden fühlte mit Leib und Seele, taten sie ihr auch die Herzen auf — langsam — bedächtig.

Aber die Menschen lebten nicht nur im Tal, am Fuß der hohen Felsmauern. Ihre Häuslein stiegen auch den Berg hinan, und wer die Bergbauern kennen lernen wollte, mußte zu ihnen hinaufsteigen in die Einschicht. So kam die Agnes Reingruber auch auf die Berge ins höchstverlorenste Häusel und wohl noch höher, auf die Zinnen und Zacken des wilden Felsgesteins, und von Tag zu Tag wurde ihr die rauhe Gebirgswelt lieber und vertrauter. Ab und zu ging sie wohl auch in den Markt hinein, etwa eine Stunde Weges, den Wildbach entlang, wo sich die Berge ein wenig auseinandertaten zu einem weiten Kessel. Gar zu gerne feierte sie dort die Sonntagsmesse in der hohen, prächtigen Stiftskirche. Sangen dort die Chorbuben so wunderschön! So schön, daß beim Beten die Worte zerflattern mochten und die Seele nur mehr in ehrfürchtigem Staunen das Lob Gottes stammelte.

Um die Weihnachtszeit aber war in der Stiftskirche ein helleidiges Wunderwerk zu sehen. Da standen die Flügeltüren des Krippenaltares offen, den der große Meister des 18. Jahrhunderts (Thaddäus Stammel), geschnitzt hatte. O, welche Pracht! Nicht satt sehen konnte sich die Agnes daran. Jede einzelne Gestalt, jede Bewegung und jede Besonderheit des Gesichtsausdruckes prägte sie sich fest in die Seele, und ein großes heiliges Staunen kam über sie, vor der Gnade, die Gott den Menschen gegeben hat, daß sie ihn preisen mögen in Tönen und Gestalten. Das große, heilige Staunen



vor Gottes Macht und Schönheit, denn alles irdische Schöne ist nur seines Wesens Widerschein. Dreimal glücklicher Meister, der ein solches Werk hinstellen durfte. Jahrhunderte lang schon deckt ihn die Erde, aber, was seine Hand geschaffen, lebt fort und läßt die Herzen immer wieder erschauern in Freude und Bewunderung.

War aber noch ein anderer Meister im Orte. Der lebte und schaffte rüstig Tag um Tag, obwohl er schon den Siebziger hinter sich hatte. Den suchte Agnes Reingruber auch etliche Mal wochentags auf und sah zu, wie ihm die Gestalten aus dem Holz herauswuchsen. Ja, die Agnes durfte zu ihm kommen. Die störte ihn nicht bei der Arbeit, die verstand es zuzusehen und den Mund zu halten, wenn er an der Arbeit war. Waren eine sonderbare Gesellschaft, die zwei ungleichen Leuteln! Ungleich im Anseh'n und Alter, aber gleich in der Art. Er schnitzelte, und sie sah ihm zu—in tiefem Schweigen beide. Nur wenn der Meister eine Ruhepause machte, fielen ab und zu eine paar Worte. Das Wenige, das dann die Agnes sprach, gefiel dem Meister recht wohl, und so mochte er das junge Mädel gern leiden. Aber keines von ihnen dachte daran, daß Agnes Reingruber jemals selber eine Krippe schnitzen könnte. Nein, daran dachte weder der alte Mann noch sie selber.

Bis ihr eines Tages der Novembersturm einen dürren Lindenzweig vor die Füße trug. Ein Zweig von der uralten Linde war es, die das Dorfkirchlein beschattete mit ihrer mächtigen Krone. Agnes Reingruber hob den Zweig auf und betrachtete ihn sinnend. „Ein solches Holz ist es, aus dem der alte Leitner seine Figuren schnitzt," denkt sie vor sich hin und sinnt und sinnt. — — Auf einmal blickt ihr aus dem Holz ein Krippenweibele entgegen. Aber keines von denen, die der Leitner geschnitzt hat, nein, das ist eines, das aus ihrer eigenen Seele herausgewachsen ist. — Ist es nicht die alte Meßnerin — die Juliana Keglerin aus dem Grabenhäusele? — Ja! — Ja! So — gerade so müßte man sie herausschnitzen. Wie im Traum geht die Agnes Reingruber heim in ihr Stüblein. — Wie im Traum nimmt sie ihr Taschenmesser und beginnt zu schnitzeln, schnitzt, was ihr vor der Seele steht, mit heißen Wangen und fliegender Hand. Endlich — endlich, da steht das Weiblein vor ihr auf dem Tische. Ein richtiges Krippenweibele ist es und die alte Meßnerin zugleich und sie, die Agnes Reingruber, hat es geschnitzt — Ein richtiges Krippenweibele! Ehrfürchtig staunt sie vor dem Wirken Gottes in ihrer schwachen Kraft. Wie ein Wunder

HIRT ANDREAS

Von Alfred Kreuzer

Der Hirt Andreas lag in seiner Hütte und schlief. Ein frischer Wind drang neugierig durch die verwitterten Fensterscheiben, schlich um die wenigen irdenen Töpfe und spielte mit dem schneeweißen Haar des Hirten.

Der Hund sah aufmerksam dem seltsamen Treiben des Windes zu.

Es war Advent und das Wetter traurig und feucht. Andreas lag seit Tagen krank. Die Beine waren schwer, das Herz klopfte leise, langsamer fuhr der Atem durch die Lungen. Andreas merkte, daß er alt wurde. Der Schlaf kam wie ein guter Freund und schloß sanft seine müden Augen. Und während der Wind sein Haar zauste, hatte Andreas einen merkwürdigen Traum.

Woher der Ruf gekommen, wußte niemand zu sagen. Aber die Straßen der Welt waren auf einmal mit Hirten besetzt, die plaudernd und singend und betend dem fernen Bethlehem zustrebten. Dort wollten die Hirten das Fest der Gnaden feiern. Andreas wanderte tapfer seine Straßen. Es war nicht leicht, in der Hitze des Tages zu pilgern. An den Wegen lauerten die Gefahren eines fremden Landes: Abgründe und Untiefen, Bosheit und vielerlei Tücken. Je näher die Hirten dem heiligen Orte kamen, desto schneller wurden die Schritte. Kleine Gruppen führten auf bunten Wimpeln das Bild des heiligen Wendelin, des Schutzpatrons der Hirten, mit. Die treuen Hunde bellten freudig. Die Flöten tönten von selbst wunderbare Melodien. Nachher schlugen die Herzen der Hirten. Und dann füllte ein geheueres Heer von Hirten die Fluren von Bethlehem. Ein alter, ehrwürdiger Hirte stieg auf das Dach eines Stalles und sprach in bewegten Worten, die seltsamerweise alle verstanden, von dem geschichtlichen Ereignis der Geburt unseres Herrn und davon, daß es Hirten waren, welche dem neugeborenen Kinde zuerst huldigten. Ergriffen lauschten die Hirtenpilger den Worten des Alten, die damit schlossen, sie sollten alle helfen dazu, daß die Botschaft der Liebe wahrhaft werde in aller Welt. Und schneller, als sie gekommen, fanden alle Hirten in die Heimat zurück. Da erwachte Andreas, und ein Leuchten verklärte seine Gesichtszüge.



Andreas war immer gerne ein Hirte gewesen. Der Hirt ist der Schöpfung und Gott sehr nahe. Oft genug nahm Andreas die Wunder der Natur mit wachen Sinnen wahr. Die Erde bot zuweilen prächtige Schauspiele. Etwa wenn das Morgenrot den Himmel überflammte und alles in ein brennendes Rot tauchte. Oder wenn der Regenbogen sieghaft die Abgründe des Erdballes überwölbte, strahlend in hellsten Farben. Oder wenn ein Gewitter grollend über das Land zog, Blitze das Wolkenmeer teilten und alles Leben im Aufruhr der Schöpfung zu ersticken drohte. Dann lag Andreas erschüttert an der Erde und stammelte Ge-

---

strömt es in ihre Seele ein voll Seligkeit und Jubel.

Tags darauf geht das Wunder von neuem an. Das sie das schaffen konnte! — Ob sie wohl auch einen Hirten zwingt? — Zaghaft greift sie zum Messer. Der alte Nazl im Holz, ja, so müßte der Hirt aussehen wie der. — Ob sie's zwingt? — Ja. — Es gelang. Und so schnitzt Agnes Reingruber Tag um Tag in der Stille. Den Sepperl — Micherl — Tonerl z'Oed, die alte Niedhofbäuerin, den Totengräber Hansel, die rote Broni vom Heidhof und das Gurhofknechtel, den Bauern von der Hagsperr und den Jakob vom Tiefen Weg. Erst wie sie diese Figuren alle beisammen hat, nimmt sie sich ein Herz und zeigt dem alten Leitner ihre Kunst. „Ja," meint der, „die Figuren sind gut, aber anderes Handwerkszeug tät's wohl dazu brauchen." Fürs erste lieh er ihr etliche Schnitzmesser, hat ihr auch ein paar Handgriffe gezeigt. War aber nit viel zu zeigen notwendig. Wer's in sich hat, braucht nit viel Lehr. Am nächsten freien Donnerstag fuhr Agnes Reingruber in die Hauptstadt und kaufte sich das richtige Schnitzzeug. Bis zum letzten Sonntag nach Pfingsten war die Krippe fertig samt Stall und Stroh. Jetzt brauchten der Herr Pfarrer und sie keinen Seufzer mehr zu tun um eine würdige Krippe. Auf und auf im ganzen Umkreis hatten sie nirgends eine schönere Krippe. Und das Staunen und Raunen in der Kirche, als die Hintertaler zum ersten Male die neue Krippe in der Kirche sahen! O du mein! Denn die Agnes Reingruber und der Meister Leitner hatten gar fein den Mund gehalten und nichts verlauten lassen von dem heimlichen Schaffen. Und erst gar, als sie nach und nach gewahr wurden, wie alle die Menschenlein um das Kripplein Hintertaler Leute waren, echte, rechte Hintertaler. Da wollte das Staunen und Kopfschütteln kein Ende nehmen.

Ist bloß der Agnes Reingruber ein dürer Lindenzweig vor die Füße gefallen, und diesem dürren Zweig verdanken die Hintertaler ihre schöne Krippe.

Gottes Wege sind wunderbar, auch im Kleinen.

bete. Zuweilen kam ein Mensch aus der großen Stadt zu Andreas und seiner Herde und meinte, daß das Hirtenleben ein langweiliges Leben sein müsse, einsam und einfältig, ohne rechte Abenteuer und schöne Erlebnisse. Ein mildes Lächeln zog über das Antlitz des Hirten Andreas. Was man nicht kennt, davon man nicht brennt, sagte er dann. Lange Jahre hat er die Schafe der Gemeinde betreut, es war ihm eine heilige Aufgabe gewesen, und darüber hat er das Heiraten vergessen. Als er jung war, liebte er die Freiheit und das Abenteuer. Später schob er die Sache mit der Ehe immer wieder auf und darüber ist er alt geworden. Er hat sich die Sorgen um den dörflichen Nachwuchs zu eigen gemacht, hat manchem begabten Dorfjungen zum Studium verholfen, mancher Dienstmagd den Weg in die Ehe geebnet. Man soll das Geld am Menschen, am jungen, vorwärtsstrebend, ausgeben, dann trägt er reichere Zinsen als beim Bankkonto, sagte er einmal dem Krämer des Dorfes, der sein Tun nicht recht verstehen wollte. Andreas tat diesen Hilfsdienst ohne viel Worte. — Nur einen Tag im Jahre fühlte sich Andreas einsam und verlassen, und die Trostlosigkeit fiel mächtig über ihn her. Es war der Weihnachtstag, wenn Eltern und Kinder um Krippe und Baum sich scharen und die Liebe untereinander herrlicher als sonst im Jahre blüht. Dann schloß Andreas sich in seine Hütte ein und machte böse Stunden durch. Wohl war er eingeladen, das Fest in irgendeiner Dorffamilie mitzufeiern, aber Andreas war nun einmal der Meinung, daß Weihnachten ein Fest der Familie sei und jeder Fremde nur den Strom der Liebe hemme.

Durch glitzernden Schnee stapfte eine kleine Gesellschaft der Hütte des Hirten Andreas zu. Es waren Karl Meder, der Sohn des Dorfschneiders, der Ackerknecht Franz Wehling und der Schmiedgeselle Konrad Moll. Sie hatten Andreas lange nicht gesehen und vermuteten, daß er krank daheim liegen müsse. Nun wollten sie ihm die Liebe und den Frieden des Hochfestes bringen. Leise traten sie ins Haus. Andreas lauschte gespannt. Die Kammertür sprang auf, und Andreas sah drei junge Hirten vor sich. „Wir wollen dir ein bißchen Licht ins Haus bringen," sagte Meder. „Ich danke auch," erwiderte Andreas. Sie stellten ein geschmücktes Bäumchen auf den Tisch, ein kleines Krippchen darunter und einige handfeste Sachen daneben. Wir wollen Hirtenweihnacht feiern, sagten sie und fingen an zu singen und zu jubeln. Moll spielte eine wunderbare Flöte, ein Meisterinstrument. Eine bunte Welt wurde im kleinen Raum der Hütte lebendig. Der Wald mit seinen tausend stillen Wundern kam auf dieser Flöte zu Andreas, alle Vogelstimmen tönten zur Ehre des heiligen Kindes. Wehling sprach ein selbstgemachtes Gedicht und einige gute Worte über den Sinn des Festes, und daß auch Andreas in die große Liebesgemeinschaft eingeschlossen sei. Andreas wurde es warm ums Herz. Er war also doch nicht verlassen, doch nicht vergessen, wohl ging er allein durchs Leben, aber neben ihm gingen andere mit dem gleichen Ziel.

Nun stürzten die drei über den kargen Hausrat her, richteten den Kaffeetisch und kochten einen duftenden Kaffee. Zwischen Kuchen, Kaffee und Kerzenschein huschte der Schalk emsig hin und her. Andreas kam wieder ins Lachen, weil die Drei fröhliche Dinge aus ihrem Alltag zu erzählen wußten.

Als Moll, Meder und Wehling das Haus in der Dämmerung verließen, blieb ein Mann zurück, der wieder Lust und Kraft zu leben gewonnen hatte. Andreas war von Molls Flötenspiel und Wehlings Reimkunst so gepackt worden, daß er seine letzten Groschen zusammensuchte, um den jungen Menschen eine Weiterbildung ihrer Talente zu ermöglichen.

Sehnsucht

Hilde Rabe.

All meine Sehnsucht hab' ich heimgerufen
und sie fest gebettet an mein klopfendes Herz.
Jeder meiner Schritte ist leiser geworden,
wie in Besinnung,
und möchte nicht weiter gehen durch das sterbende Laub.
Denn ich erwarte dich in jedem Windhauch,
und aus jedem Menschenauge schaust du mich an.

Herr, stell das Licht deines Sterns in das Dunkel der Nächte.
Nimm die Wände von mir, die ich selbst um mich baute.
Denn ich bin elend geworden im Wirrsal der Tage.
Als der letzte Schen ging, der allein mir geblieben,
als der Glaube mir schwand wie ein löschender Funke
und in Armut ich war wie ein Mensch, der verschollen,
hast du sacht mich gerufen mit einstigem Namen.

Nun ist die Sehnsucht in mir wie ein heimlich Erwarten,
dem nur das Tor noch verschlossen, eher gefüget,
um vor dir niederzufallen mit brennender Inbrunst,
tief sich einkeimend in ewigem Frieden.

„Eine starke Eigenart fürchtet keine fremden Einflüsse, ja, sie wächst durch Verarbeitung des Fremden und gewinnt mächtig an Lebensfähigkeit." Wirtz.

„Das freudige Ja einer letzten Gewißheit nur kann uns aus aller Verwirrung retten."

Weihnachts-betrachtung aus „Waldheim"

von Alois Schneider



Es muß doch schön gewesen sein, in jenen Tagen, als die Hirten im Heiligen Lande ihre Schafe in Ruhe und Frieden weiden ließen und in mancher Ruhepause sich über die Verheißungen der Propheten unterhielten. Ihre Herzen waren wohl voll des Glaubens und der Ueberzeugung, daß der Messiah eines Tages kommen würde, um die Welt zu erlösen, um auch sie, die Hirten, von der Erniedrigung und Versklavung zu befreien. Die Hirten wären bestimmt unglücklich zu nennen gewesen, hätten sie nicht den großen Reichtum des Glaubens an das Kommen des Erlösers in ihren Herzen gehegt und gepflegt als eines ihrer größten Kleinodien. Dieser Glaube machte sie, natürlich, trotz ihrer Armut und Erniedrigung reich, da sie ja ganz in der Hoffnung lebten, wie Kinder, die bald ein großes Geschenk zu erwarten haben. —Ein starker Glaube gibt dem Menschen auch die Geduld zu warten—und Geduld hatten die Hirten, denn ihre Ahnen erzählten schon von dem Kommen des Emanuels. Jahre und Jahre vergingen—Er kam nicht. Trotzdem verloren sie den Glauben nicht—und schauten, wie ihre Vorfahren, jede Nacht gen Himmel—von wo Er ja kommen mußte—um ein Zeichen zu sehen, oder einen Stern zu entdecken, der ihnen die Bahn zeigen sollte, die Er gehen würde bei Seinem großen Kommen. Es war nun dieser reine, kindliche Glaube, der ihnen endlich die große Freude der Erfüllung brachte.

Tausende von Menschen waren wohl wach—in dieser großen Nacht—aber nur wenig Sterbliche konnten das Licht sehen, das vom Himmel kam, da sie, trotz ihrer guten Augen, nicht sehen konnten. Die Gelehrten und Pharisäer der damaligen Zeit suchten zu beweisen, daß die ganze Messiahaffaire nur von Betrügern für die Dummen erfunden wurde, oder daß ein Messiah, wenn Er kommen sollte, sich den Schriftgelehrten und Pharisäer zuerst offenbaren würde. Manche von ihnen versuchten die Verheißung auf „natürlichem, realistischem" Wege zu erklären, wie sie es ja auch heute noch tun. Sie wußten natürlich nicht, daß der Glaube an Gott allein selig macht—daß dieser Glaube keine große Bildung bedingt, sondern mehr einen starken Willen und eine Reinheit des Herzens von allem Falsch. Diese Eigenschaften hatten die Hirten—und deshalb konnten sie **ein Licht** sehen—ein **ungewöhnliches Licht**—welches ihnen Ehrfurcht gebietete, und so voll von Größe und Majestät war, daß sie sich vor dem erlauchten Geheimnis fürchteten. Sie wußten natürlich jetzt, daß sich endlich ihre Ahnungen, Hoffnungen und ihren Glauben bald erfüllen würden—und, horch! da ertönten auch schon die Stimmen der Engel ihnen entgegen: „Ehre sei Gott in den Höhen und Friede den Menschen auf Erden, die **eines guten Willens sind,** denn heute Nacht wurde euch geboren **der Heiland** der Welt."

Zum Palaste wären wohl die Hirten nicht gegangen, denn sie wußten, dort läßt man sie nicht hinein, aber, Gott sei Dank, der König der Welt und der Schöpfung lag in einem Krippelein—in einem **Stalle** zu Bethlehem. Zum Stalle konnten sie pilgern, die armen Hirten, dort war der Eingang frei. Und wie sie sich freuten, als sie das Himmelslicht im Stalle sahen und das Kindlein in der Krippe, mit Ochs und Esel dabei. Jetzt wußten sie bestimmt—**der Heiland ist einer von uns.** Er kam für uns: für die Armen, die Unterdrückten, die Erblosen, die Verachteten, die Leidenden, die Kranken, die Schwachen—die Ohnmächtigen. Und in Ehrfurcht knieten sie sich vor dem schwachen Kindlein nieder und beteten Es an in Liebe und Vertrauen, ihren Emanuel, Der vom Himmel gekommen war, um die Menschen mit Sich zu nehmen—in den Himmel—wo sie ja seit der Erschaffung hingehören: denn sie alle sind doch nach dem Ebenbilde Gottes gemacht worden, und sind deshalb ein Teil Gottes, hat Er doch dem Menschenvater, Adam, Seinen Geist eingehaucht. Gott hat die Menschen zwar für ihre erste Sünde bestrafen müssen, aber Er konnte Seine Kinder nicht vergessen, da sie ja ein Teil von Ihm waren und sind. Aber auch der Mensch konnte Ihn, seinen Schöpfer, nicht



Wir haben Seinen Stern gesehen



In Jerusalem! Ein Drängen und Schieben am Tore, das nach Bethlehem führt. Aus allen Ecken strömen Schaulustige herbei. Sie haben gehört von der Ankunft der Könige aus dem Partherreich. Jetzt wollen sie den glänzenden Zug sehen: die Kamele mit den goldverbrämten Reitdecken. Die kostbaren Schatzbehälter. Und das vornehm gekleidete Gefolge! Nach Therese Neumann waren es gut 300 Personen, Diener, Soldaten und Gelehrte. Herolde des Königs Herodes eröffneten den Zug. Sie stießen in ihre silberhellen Posaunen und riefen: „Im Namen des Königs! Platz den Königen aus dem Osten!"

Dann kamen sie, die drei Könige. Ihre Kamele schritten so stolz und selbstbewußt, als ob sie wüßten, wen sie trügen. In edler Würde grüßten die Könige nach beiden Seiten das sie bestaunende Volk.

Nun war der glänzende Zug im altersgrauen Torbogen verschwunden. Gruppen lebhaft sprechender Juden blieben noch lange stehen. „Hört nur, den Messias suchen sie, den König der Juden! Hei, wenn der kommt, dann Gnade euch, ihr stolzen Römer! Dann ist's aus mit eurer Herrschaft, mit unserer Knechtschaft!" So gings von Mund zu Mund.

Nun auf nach Bethlehem! Dort muß der neugeborene König zu finden sein. Die Karawane zieht die Straße entlang. Da ein Ruf! ein zweiter . . . In freudiger Ueberraschung zeigen alle hin nach dem Südhimmel. Dort leuchtet wieder in milder Pracht der Stern!

Und die drei Könige kommen aus fernen Landen, als Vertreter der Heidenvölker. Sie die Hochgebildeten, fallen vor dem Kinde nieder. Unerhört! Die Seinen verstoßen es, die aus der Ferne beten es an.

So verweigern auch heute viele der Seinen — wer könnte mehr zu den Seinen gehören als die Katholiken— dem göttlichen Kinde die Aufnahme und Anbetung. Modernen Irrlichtern laufen sie nach. Da sendet das Christkind seinen Stern aus. Im fernen Heidenland sucht er sich Ersatz.

Katholisches Volk! Bleibe fest im Glauben! Sonst erlischt dir der Weihnachtsstern und geht dafür andern auf. Das sagt uns der Stern von Bethlehem: Halten wir fest die ewige Krone!

Aber noch mehr kündet er dir, wenn du sein mildes Schimmern mit hellsichtigem Auge betrachtest. Hilf auch andern die Krone erwerben! Der Stern weist dich hin auf die fernen Heidenländer. Er schimmert und glänzt ja heute noch, der einst die Heidenkönige gerufen. Dieser Stern ist die lichtbringende Lehre Jesu Christi. Dieses Sternenflimmern ist das Schaffen der Missionäre und Missionsschwestern.

Also auch an unsere Missionspflicht ermahnt uns der Stern von Bethlehem. So viele Menschen irren noch in gespensterhaftem Dunkel. Denke nur: In einem einzigen Land wie Japan — — noch 60 Millionen Heiden! Ist das nicht erschütternd! Wohlan, du lieber Stern, leuchte in diese Finsternisse! Laß es Tag werden, namentlich im führenden Land des fernen Ostens! Aber wir zu Hause müssen mithelfen, den irrenden Brüdern den Weg zu weisen. Wir müssen ihnen den Stern zeigen. Fürwahr, wir können es!

Unterstütze die Heiden-Missionen durch deine Gabe, so gut du kannst! Besonders aber mit deinem Gebete. Einst führte der Stern die heidnischen Könige zum Haus wo das Jesuskind weilte. Sei auch du gleich dem Stern ein Lichtbringer und Wegweiser! Führe durch deine Gabe, besonders aber durch dein Gebet dem göttlichen Kinde Heidenseelen zu!

Das kündet der Stern von Bethlehem!

---

ganz vergessen—und deshalb sehnte sich die Menschenseele immer nach ihrem Schöpfer, sogar lange bevor Er sich dem Menschen offenbarte. Deshalb gedenken wir auch heute wieder Seiner, trotzdem schon über zwei tausend Jahre, seit Seiner Geburt, vergangen sind.

Immer noch haben wir Hirten, die nach Seinem Stalle wandern, da sie Seinen Stern geschaut, um Ihn anzubeten. Und die, welche nach der Krippe gehen, sind die wahrhaft Großen, die Starken, die Glücklichen, die Erlösten, denen nichts widerfahren kann, da sie die Seher sind, die ihre Augen nach den Himmeln richten und die Lösung ihrer Probleme von dort erwarten. Heute noch sind es die Seher, die **Nachobenschauenden,** von welchen die Errettung der Menschen kommen muß. Schauen wir uns doch einmal die sogenannten Großen unserer Zeit an. Kaum haben sie die Macht in ihren Händen, so vernichten sie sich durch den Mißbrauch ihrer Macht. Sie versprechen uns das Paradies—und geben uns die Hölle. Deshalb geben sie sich für verloren, da sie hilflos einem Chaos gegenüber stehen, das sie sich und uns geschaffen haben, da sie meinten sie könnten alle Aufgaben schlichten ohne Gottes Beistand. Ja, könnten sie sehen wie die Hirten, dann wären sie der Menschheit ein Segen, da sie dann die Worte der Engel hören und verstehen könnten—Friede auf Erden allen jenen, die eines guten Willens sind.—**Friede der blutenden Menschheit durch die Gnade Gottes, Jesu Christi, der heute Nacht im Stalle zu Bethlehem geboren ward.**



Des Fruehmessers unvergessliche Weihnacht

Von Rudolf Greinz

Die Christmette in dem hochgelegenen Bergdorf des Oetztales war vorüber. Die Andächtigen wanderten heimwärts durch die stille, sternhelle Nacht, hinauf und hinunter die beschneiten Höhen, über schmale Waldpfade, Kienfackeln tragend, wie es eine alte Sitte ist in den Bergen.

Der Pfarrer verließ die Sakristei und schritt langsam gegen den Widdum (Pfarrhaus), der sich in nächster Nähe der Kirche befand. In seiner Begleitung war ein junger, hochgewachsener Kapuzinerpater. Ein langer brauner Vollbart umrahmte ein gemütiges, aber trotzdem ernstes Gesicht.

Der Pater Chrysosti — unter diesem Namen war er in der ganzen Gegend bekannt — wurde von jung und alt gleich verehrt. Für jeden hatte er ein freundliches Wort. An die Stelle trockener Belehrung ließ er oft genug kräftiges Scherzwort treten, das mit seiner schlagenden Kürze mitunter mehr Eindruck machte als die längste Predigt.

Der junge Klostergeistliche war Frühmesser (Priester, der die erste Messe am Morgen liest) im Dorf und dabei die kräftigste Stütze des schon bald achtzigjährigen Pfarrers. Die Seelsorge im Hochgebirg erfordert eiserne Naturen, kräftige Muskeln und eine tüchtige Portion Unerschrokkenheit, wenn es gilt, mitten im Schneesturm, auf ungebahnten Wegen, oft mit jedem Augenblick drohender Lebensgefahr den Leib des Herrn als Wegzehrung zu bringen. Steigeisen und Bergstock müssen da herhalten. Das höchste Gut kann nicht mehr von den Händen des Priesters gehalten werden. Er muß es in einer Kapsel auf der Brust tragen. Ein Bauer mit der Laterne hastet voran und tritt den Weg aus, so gut es geht. Der heulende Firnwald droht das Licht zu erlöschen. Die tanzenden Eiskristalle bohren sich wie Nadeln ins Gesicht. Ein einziger Fehltritt genügt manchmal, um unrettbar verloren zu sein.

Und dennoch geht es vorwärts, unaufhaltsam, unermüdlich. Es gilt ja, eine scheidende Seele noch zu erreichen. Ein Wetter ist oft, daß man nicht den ärmsten Bettler vor die Tür jagen würde. Aber für den Herrgott gibt's kein Wetter und gibt's keinen Sturm . . . der kommt immer, wenn er begehrt und gerufen wird.

Der Pater Chrysosti konnte von diesen winterlichen Versehgängen Geschichten erzählen. Aber auf ihn kam es ja nicht an. Sein Leben fiel ja nicht in die Wage. Von dem Moment an, wo er mit der Wegzehrung die Kirche verließ und die kurzen Glokkenschläge vom Turm verkündeten, daß unser Heiland selber sich auf den Weg gemacht habe, gehörte sein Leben nicht mehr ihm, sondern war nur mehr seiner Pflicht zu eigen, der göttlichen und menschlichen Pflicht zugleich.

Der Frühmesser war aus dem Orte selbst gebürtig. Ueber seine Jugendzeit sprach er nie. Es ließ ihn auch nie jemand darüber an, der ihn kannte. Die Leute wußten, warum.

Wenn sie unter sich waren, dann meinten sie wohl: „Beim Chrysosti, da trifft das alte Sprüchl, daß der Apfel nit weit vom Stamm fallt, amal gar nit zua. Der Vater a Zuchthäusler und der Bua so a braver Mensch, wie man ihn weit und breit nitt trifft, a Mensch, den man wahrhaftig verehren muaß!"

Das war so hergegangen.

Die Eltern des Chrysosti lebten im Dorf als blutarme Häuslerleute, die

außer einer windschiefen Bauern-hütt'n, einem Erdäpfelacker und einer Grasmehd, die gerade für die eine Goas ausreichte, nicht viel mehr ihr Eigentum nannten. Der Vater ging ins Tagwerk und die Mutter verdiente auch da und dort ein paar Kreuzer. So brachten sie sich recht und schlecht durch.

Vom Chrysosti hatte schon damals der alte Schullehrer behauptet: „Aus dem Büabl wird no amol was; er hat so viel an offenen Kopf!"

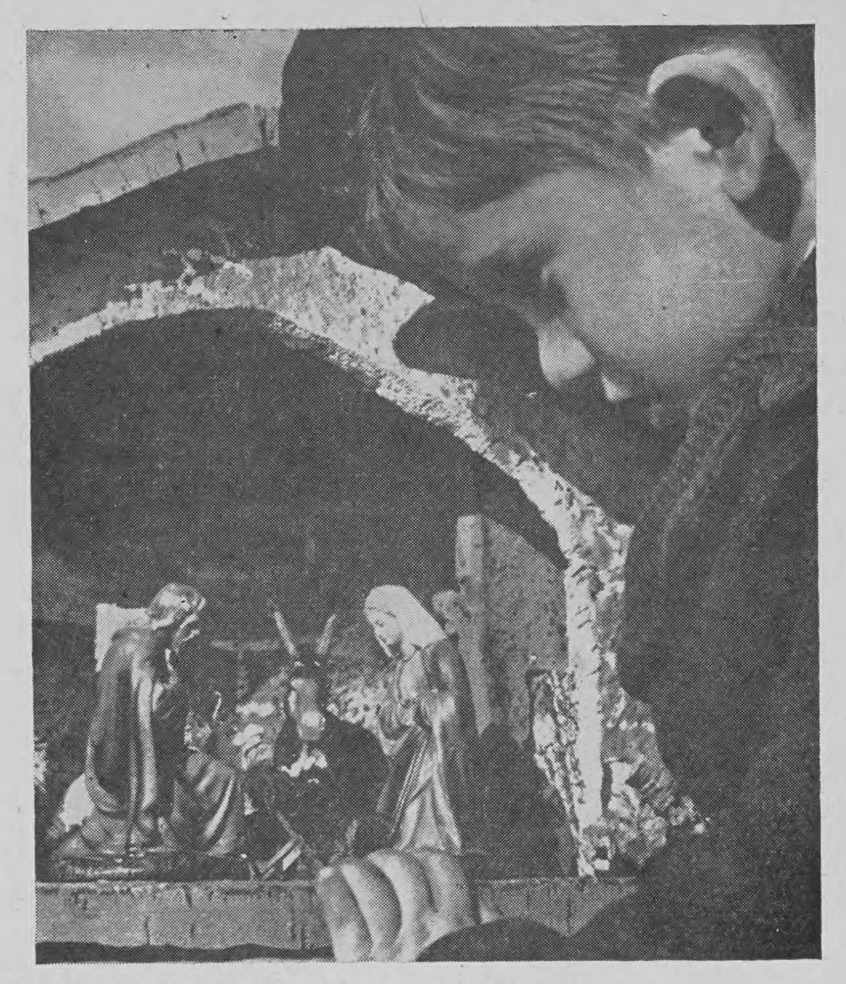
Der Vater des Crysosti, der Steinhuber Martl, galt in der ganzen Gegend als braver und ordentlicher Mensch. Nur eine einzige Untugend sagte man ihm nach: daß er ein leidenschaftlicher Wilderer sei. Vielfach gilt es jedoch im Gebirgsvolk als keine Schande, sondern trägt dem Betreffenden eher Bewunderung ein. Nur das elfte Gebot darf er nie übertreten. Und das heißt :„Du sollst dich nicht erwischen lassen!" . . . Im übrigen gilt ja das Wild nach einer weitverbreiteten Rechtsansicht des Volkes als gemeinsames Eigentum. Wie man das Blau des Himmels nicht teilen könne, so gehörten auch Hirsche und Rehe dem Schlauesten und Verwegensten.

Die Behörden huldigen allerdings anderer Grundsätzen. Aber was geht das einen Wilderer an! Solange ein Schuß im Stutzen ist, ist noch lange nicht alles verloren.

Der Steinhuber Martl war sonst kein gewalttätiger Mensch. Kein Würmlein am Weg hatte er zertreten können. Seinem Weib und seinem Kind war er der fürsorglichste Vater, den man sich denken konnte. Was aber einmal Leidenschaft ist, das bleibt Leidenschaft. Wenn der Mensch nicht aus eigener Kraft Herr darüber wird, hilft selten ein Bitten und Drohen von anderer Seite.

Das Weib des Martl hatte denn auch ihr liebes Kreuz. Wie viele Nächte verbrachte sie schlaflos, wenn der Vater draußen war im Gebirg auf verborgenen Wegen, einer einzigen Gams halber Leben und Ehre aufs Spiel setzend.

Der Kaiserlich Königliche Forstwart von Oetz hatte es dem Steinhuber schon längst geschworen. Noch nie war es ihm jedoch gelungen, des kecken



Wildschützen habhaft zu werden. Es schien, als ob der Martl sich unsichtbar machen konnte.

Da war es dem Lederer Ferdl schon schlimmer gegangen. Der hauste allein in einer kleinen altmodischen Bergmühle. Seinem Handwerk ging er nicht sonderlich eifrig nach. Der einzige Mühlgang seines Werkels stand das halbe Jahr still. Dafür tat es der Ferdl dem Steinhuber an Verwegenheit gleich. Wenn man es wieder einmal krachen hörte im Gewänd droben und der Schuß nicht von einem der Jäger herrührte, dann konnte man schwören, daß sich der Stutzen des Steinhuber oder des Lederer Ferdl gemeldet hatte.

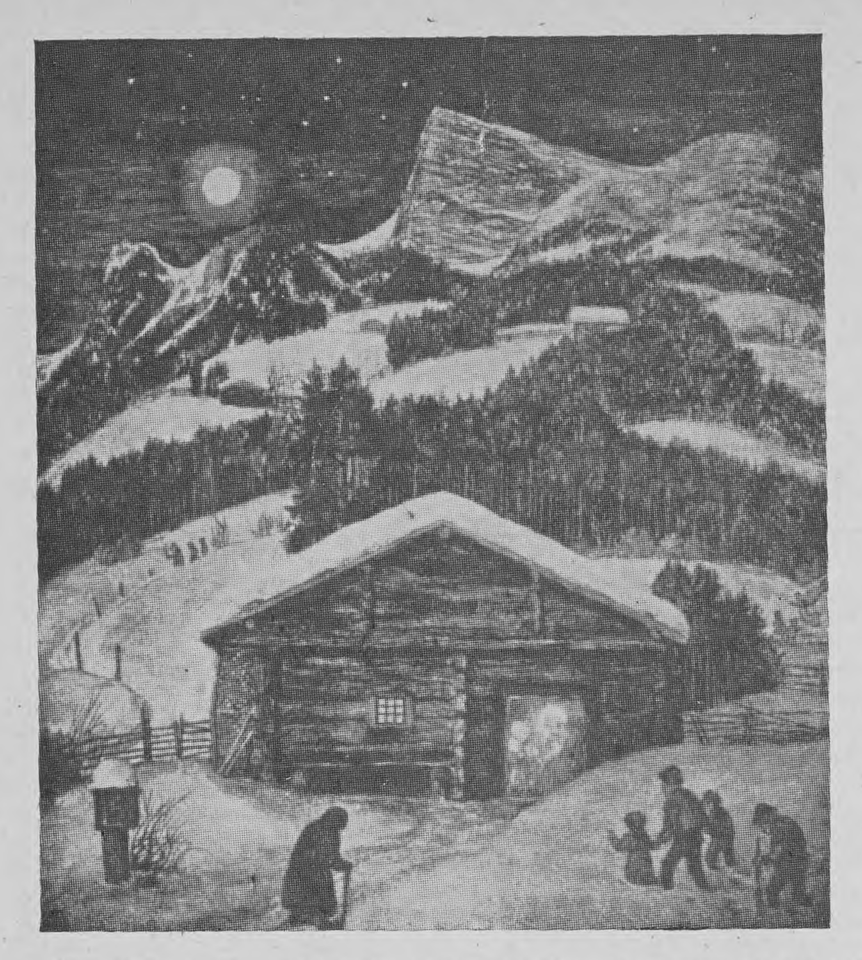
Der Ferdl aber hatte schließlich doch das elfte Gebot vergessen. Dem Forstwart und einem Revierjäger war es gelungen, des kecken Gesellen habhaft zu werden, als er just in aller Gemütsruhe einen Rehbock ausweidete. Fast zwei Jahre hatten sie den Ferdl eingekastelt.

Es war etwa eine Woche, nachdem der Ferdl wieder heimgekommen war, als der Steinhuber bei einem Tisch voll Bauern im Adlerwirtshaus saß und Karten spielte. Die Tür geht auf. Der Forstwart kommt herein und schießt einen giftigen Blick auf den Martl. Halblaut murmelt er vor sich hin: „Der eine hat's iatz abbüßt. I glaub' dem ist die Luft für lange Zeit vergangen. I bin neugierig, wann's den andern trifft!"

Der Martl hat die Rede verstanden, springt vom Stuhl auf und stellt sich breitspurig vor den Forstwart: „Bin da etwa i damit g'meint?"

„Wer si meldet, wird's wohl ein!" entgegnet der Forstwart und schafft sich a Viertel Wein an. „Gnad' dir der und der, wenn i di amal erwisch'!"

„Da g'hören Leut dazu und koane Frösch!" lachte der Martl spöttisch auf und läßt sich wieder auf seinen Stuhl nieder.



„Dös sag' i dir, Steinhuber," schlägt jetzt der Forstwart, ganz rot im Gesicht vor Zorn, auf den Tisch, „wenn i di a einzigesmal mit dem G'wehr in der Hand im Wald droben triff, kommst mir lebendiger nimmer heim!"

Der Martl ließ einen kurzen Pfiff hören, mischt die Karten und meint trocken, ohne sich nach dem Forstwart umzusehen: „Jagerl, Jagerl, nimm dir nur nit gar so viel außer! Bei so an Z'sammentreffen ist's mitunter auch schon vorkommen, daß der Wildschütz davonkommen ist, der Jager aber nit! . . . Eichel ist Trumpf!"
Das Spiel nahm seinen Fortgang. Es wurde nichts mehr gesprochen. Der Forstwart ging bald darauf heim.

Am nächsten Tag in aller Frühe durchlief die schreckliche Nachricht das Dorf, daß man den Forstwart im Wald droben erschossen gefunden hatte. Die Kugel war durch den Rücken direkt ins Herz gedrungen. Also ein heimtückischer Mord. Kein Kampf auf Leben und Tod, Aug' in Auge. Ein Weidmannsmesser war in unmittelbarer Nähe der Tat gefunden worden. Das sollte dem Martl gehören.

War kaum eine Stunde seit diesen aufregenden Nachrichten verstrichen, als zwei Gendarmen den Steinhuber brachten, die Hände gekettet. Gesehen sollte er auch noch worden sein, mitten in der mondhellen Nacht und ganz in der Nähe des Schrofen, wo man den Forstwart tot aufgefunden hatte. Also muß er es sein!

Die Erbitterung des Volkes richtete sich nun gegen den unglücklichen Steinhuber. So ein Feigling! Einen Menschen von rückwärts niederzubrennen! Ihm nicht einmal Zeit zu lassen, Reu' und Leid zu erwecken! Ihn ganz unvorbereitet in die Ewigkeit zu schicken! Aufhängen soll man den Straßenräuber gleich am nächsten Lärchenbaum!

Der Prozeß des Martl vor dem Innsbrucker Schwurgericht nahm denn auch ein trauriges Ende. Der Steinhuber vermochte kein Alibi nachzuweisen. Das am Ort der Tat gefundene Messer, die Aussagen zweier verläßlicher Zeugen, eines Kohlenbrenners und seines Weibes, die den Martl im Wald herumstreifen gesehen hatten, dann vor allem auch die verdächtigen Aeußerungen des Angeklagten beim Adelwirt wenige Stunden vor dem Geschehen der Tat brachen dem Steinhuber Martl, der zwar beharrlich leugnete und hoch und teuer seine Unschuld beschwor, trotzdem das Genick. Er wurde zum Tode durch den Strang verurteilt. Ein kaiserlicher Gnadenakt wandelte das Urteil in lebenslängliche Kerkerstrafe um. Damit hatte die Sache ihren Abschluß gefunden. Der vergeltenden Gerechtigkeit war Genüge geleistet.

Das Weib des Martl überlebte den furchtbaren Schlag nicht lange. Kaum ein Jahr, nachdem man ihren Mann ins Zuchthaus gesteckt hatte, trug man sie auf den Friedhof.

Mit dem Wildern war jetzt lange Zeit Ruhe in der ganzen Gegend. Sogar der Lederer Ferdl hatte sich aus dem Staub gemacht. Niemand bekam ihn mehr zu Gesicht, seit der Steinhuber verurteilt worden war. „Dem ist der Boden halt auch zu heiß unter den Füßen worden!" meinten die Dorfbewohner.

Als die unselige Tat geschah, war der Chrysosti schon seit einigen Wochen als Studentlein in das Vinzentinum nach Brixen eingerückt. Der damals noch recht rüstige Pfarrer hatte ihn selbst im Latein tüchtig vorbereitet. Durch die Fürsprache eines Domherrn, der das aufgeweckte Bürschlein zufällig kennen gelernt hatte, gelang es für den Chrysosti einen Freiplatz an dem Brixener Gymnasialinstitut zu erreichen.

Bald darauf geschah das Entsetzliche. Der Chrysosti war alt genug, um es im vollsten Umfang zu begreifen, was es heiße, einen Vater zu haben, der mit knapper Not dem Galgen entgangen war und jetzt zeitlebens im Zuchthaus saß. Das legte sich auf sein jugendliches Gemüt wie schweres Blei. Als nun gar die Mutter ihn auch noch verließ, stand der kleine Student ganz verlassen in der Welt.

Eine Art wilden Trotzes war mit

der Zeit über den Chrysosti gekommen. Er wollte doch beweisen, daß er trotz allem das Seinige leisten könne, studierte, daß ihm der Kopf rauchte, und absolvierte seine Studien glänzend.

Dann kam der Zeitpunkt, wo es galt, sich einen Lebensberuf zu wählen. Er entschloß sich für den geistlichen und trat in ein Tiroler Kapuzinerkloster. Bevor er sich jedoch als Novize einkleiden ließ, suchte er seinen unglücklichen Vater im Strafhause zu Garsten auf. Es war ein herzzerreißendes Wiedersehen. Kein Mensch hätte in dem gebrochenen Mann mit dem unsteten Blick den ehemaligen Steinhuber Martl wieder erkannt.

Wiederum Jahre ernsten Studiums. Dann kam der große Ehrentag für den Chrysosti, an dem er in der schlichten Dorfkirche seiner Heimat Primiz hielt. Eine ernste und würdige Feier war's, nicht ohne einen Beigeschmack tiefster Wehmut. Während anderen glückliche Eltern den Tag verschönern halfen, mußte der junge Kapuzinerpater sein armes Mütterlein im Grab, seinen Vater geschlossen von der menschlichen Gesellschaft wissen.

Als junger Geistlicher suchte der Chrysosti seinen Vater abermals heim. Er fand ihn diesmal im Inquisitenspital. Es würde nicht mehr lange dauern, meinte der behandelnde Arzt. Alle Leibeskräfte des Zuchthäuslers seien erschöpft.

Und das war eine Szene zwischen Vater und Sohn, bei der es den Chrysosti durchschauerte, so oft er daran dachte.

Man hatte dem Steinhuber auf Bitten seines Sohnes ein eigenes kleines Zimmer im Spital eingeräumt. Dort wachte der Chrysosti bei dem Todkranken durch mehrere Nächte.

Als es mit dem Martl zu Ende ging, ereignete es sich, was seither dem jungen Geistlichen keine ruhige Stunde mehr ließ, was ihn unabläßig verfolgte im Wachen wie im Traum.

Der alte Zuchthäusler hatte sich in seinem Bett krampfhaft aufgerichtet und umklammerte in wilder Verzweiflung die Hände seines Sohnes. Dann kam in gebrochenen, hastigen Worten ein Geständnis über seine Lippen, das auf den einzigen Zuhörer den tiefsten und erschütterndsten Eindruck machte.

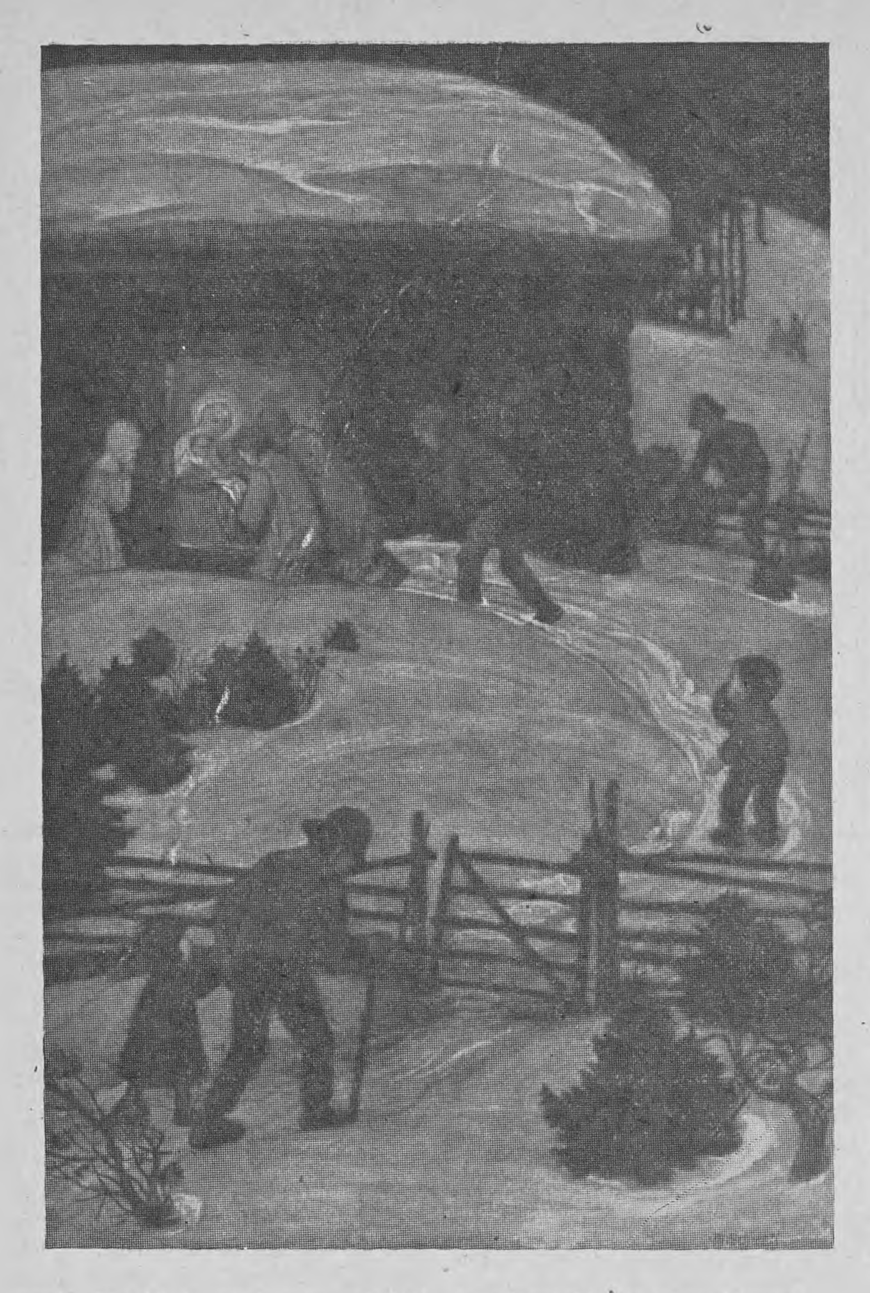
„Chrysosti," keuchte der Sterbende, „i mach's nimmer lang. I spür's da drinnen. Es wird iatz bald fertig. Gott Lob und Dank, daß i von derer elendigen Welt erlöst werd'! Aber bevor's abfahren heißt, muaß es außer, damit wenigstens no ein Mensch auf der Welt existiert, der an mei' Unschuld glaubt, damit mi nit mei einziges Kind für an Mörder halt't! I bin all die Jahr her stad g'wesen und hab's in mit abidruckt. Es hätt' mi umbracht, wenn i dir nur an a einzigen Mien' hätt' vom Gesicht' aberlesen müaß'n, daß du mir nit glaubst, Chrysosti! Du bist von klein auf mei Stolz g'wesen, Bua! Und iatz bist a hochg'weihter Herr, der alle Tag, unsern Herrgott selber in Händen halt't und mit ihm reden kann, wia i iatz mit dir red'. Und nit zu mein' Buab'n sag i's iatz. Zu dem hochwürdigen Herrn sag i's, der binden und lösen kann, und den anz'lügen ja zehnmal größere Sünd' wär'. Und nit zu mein' Buab'n sag' i's iatz. Zu dem hochwürdigen Herrn an Gottes Statt sag 'i's: I bin unschuldig, Chrysosti! I hab's nit tan! I hab's den Forstwart nit erschossen! Unschuldig bin i g'sessen all die langen Jahr 'her. Unschuldig hab' i mi z' Tod martern müssen . . unschuldig, hörst, Chrysosti, unchuldig! Wer's tan hat, i weiß es ja nit. I hab's ja nia beweisen können, daß a andrer den Mord auf'm G'wissen hat! Es hat's mir ja koa Mensch nit glaubt. Alle sein's gegen mi g'wesen. Und nit amal in der Sterb'stund kann i's beweisen. I muaß ummigehn in die Ewigkeit als Zuchthäusler. Weißt, was das heißt! Und dabei unschuldig sein! Vor unserm Herrgott wird si's wohl außerstellen! Der wird gerechter richten und wird mir vielleicht meine andern Sünden nit so streng anrech-

---

Das Ave der Hirten



Voll Freude eilt' der Hirten Schar
Zum Stalle, wo das Kindlein war.
Sie beteten das Kindlein an
Und grüßten fromm die Mutter dann:
„Ave Maria!"
O wie so traut der Gruß erscholl!
So freudig laut, so andachtsvoll.
Die Englein draußen vor dem Stall,
Sie gaben freudig Widerhall:
„Ave Maria!"
Die Hirten kehrten voll von Glück
Und dankbar von dem Stall zurück.
Und grüßten gern von Nah und Fern
Die demutsvolle Magd des Herrn.
„Ave Maria!"
Und wie die frommen Hirten muß
Ich Dir auch senden meinen Gruß!
Im Himmel nimm es an voll Lieb',
Was ich mit schwachem Lob Dir gib!
„Ave Maria!"



nen! I will ja alles gern erduld't haben. I will's aufopfern, weil's schon amal hat so sein müssen! Wenn nur du mir in der letzten Stund glaubst, du, mei Bua! I schwör' dir's bei meiner Seel', und so wahr i bald vorm höchsten G'richt stehen will, i schwör's, i hab's nit tan!"

Der Sohn war erschüttert am Bett des Sterbenden niedergekniet. Dieses Geständnis zwischen diesseits und jenseits, es mußte wahr sein! Es wäre ein Frevel gewesen, daran nicht zu glauben.

„I glaub' dir's, Vater!" erklärte der Chrysosti mit fester Stimme.

Ein glückliches Lächeln glitt über die Züge des Steinhuber, der bald darauf das Bewußtsein verlor und noch in derselben Nacht verschied.

Was half es dem jungen Geistlichen, daß er die letzte Aussage des Verstorbenen bei Gericht deponierte? Man begegnete ihm mit bedauerndem Achselzucken. Man forderte Beweise. Beweise? . . . Ja, woher? Wenn sie nicht einmal derjenige hatte liefern können, den die Sache zunächst anging, woher sollte der Sohn sie jetzt plötzlich nehmen?

Eines wenigstens erreichte der Kapuzinerpater, daß man ihm die Erlaubnis erteilte, die Leiche seines Vaters auf den Kirchhof des Heimatdorfes überführen zu dürfen. Dort wurde der Steinhuber Martl unter Assistenz des alten Pfarrers in aller Frühe beigesetzt. In einer abgelegenen Ecke des Gottesackers hatte man das Grab schaufeln müssen. Es war ja doch für den toten Zuchthäusler. Nur das kleine Glöcklein läutete vom Turm, als man den Sarg in die Erde seilte. Ein einfaches Holzkreuz ohne Namen bezeichnete die Stätte. Wer vorüberging, spendete wohl manchmal einen Weihbrunn. Aber er tat es auch mehr dem Chrysosti zuliebe, der ja nichts dafür konnte, daß sein Vater im Zuchthaus gestorben war . . .

Nicht lange danach war der Chrysosti von seinen Ordensobern als Frühmesser, der die erste Messe um fünf Uhr früh zu lesen, in der Seelsorge auszuhelfen und auch häufig zu predigen hatte, in sein Heimatdorf geschickt worden . . .

Die Tür des Widdums hatte sich hinter den beiden geistlichen Herrn geschlossen. Der alte Pfarrer reichte seinem Gefährten die Hand: „Gute Nacht, Pater Chrysosti. Sie werden auch gerne zur Ruhe gehen. Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" erwiderte der Frühmesser und begab sich in seine trauliche Giebelstube, die er in dem Pfarrhaus innehatte.

Gleich darauf wurde an der Hausglocke heftig geschellt. Der Pater eilte selbst die Stiege hinunter, um zu öffnen. Ein kleines Mädel stand vor der Tür und berichtete atemlos. „Mein Vater, der Sagschneider, schickt mi, und der hochwürdige Herr möcht' glei' kommen. Es liegt wer im Sterben drunten!

„Ja, wem fehlt's denn?" fragte der Frühmesser teilnahmsvoll.

„Es ist a fremder Dörcher (Landstreicher). Spat am Abend ist er aufer komen, und wir habe ihn über Nacht b'halten, weil er nimmer weiter hat können. Und iatz wird's gar damit. Er kann scho nimmer recht schnaufen. Der Doktor, den wir grad' zufällig erwischt hab'n, hat g'sagt, es fehl' ihm an der Lungel. Und er werd' die Nacht kaum mehr überle-

ben. Wir sollen nur g'schwind um an Geistlichen rennen, damit er die Seel' no erwischt. Er tuat schauderlich schiach (schrecklich), der Dörcher. Ganz zum Grausen. Bald betet er, bald fluacht und jammert er. Der Vater meint, er muaß koa guates G'wissen haben!"

Während der Erzählung des Dirndls war der Frühmesser mit demselben schon auf dem Wege zur Wohnung des Mesners. Dem alten Pfarrer, der gleichfalls auf den Hausflur gekommen war, um sich zu erkundigen, was es gebe, hatte er gesagt, es sei ein Versehgang, der Herr Pfarrer möge zur Ruhe gehen, er werde schon alles besorgen.

Der Mesner war noch wach. Die Kirche wurde aufgesperrt und das höchste Gut dem Tabernakel entnommen. Dann ging es unter der Begleitung des Sagschneider Dirndls und des Mesners, der die Laterne trug, hinaus in die Nacht nach der etwa eine halbe Stunde entfernten Brettersäge. Da und dort begegnete man noch Heimkehrenden, die andächtig am Weg niederknieten und ein Kreuz schlugen.

Den fremden Dörcher hatte man in der Stube in ein reinliches Bett gelegt. Der Tisch war mit einem blühweißen Leintuch gedeckt. Ein Kruzifix mit zwei brennenden Kerzen und einige Büschelstöcke standen darauf zum Empfang des Höchsten Gutes, das der Frühmesser mit einer tiefen Kniebeugung dort niederstellte.

Dann war er mit dem Fremden allein. Ein Kopf mit struppigem Haar und einem Gesicht, dem Angst und Verzweiflung ihren Stempel aufgedrückt hatten, lag auf dem geblumten Kissen des Bettes.

„Gott sei Lob und Dank, Hochwürden, daß i no a geistliche Hilf' erlangt hab," stöhnte der Kranke. Und dann folgte eine Beichte. Krampfhaft, als ob er sich an die Sprossen der Himmelsleiter klammerte, preßte der verwilderte Mensch die Hände des Geistlichen, der die Stola umgehangen und auf einem Stuhl neben dem Bett Platz genommen hatte.

„Und iatz kommt das Aergste!" brachte der Fremde mit zitternder Stimme hervor, indem er das Gesicht abwandte, „das Aergste, von dem Ihr mit nit absolvieren könnt, Hochwürden."

„Die Gnade Gottes ist unendlich! Bekennt!" entgegnete der Frühmesser mild.

„I hab 'an Mord auf'm G'wissen!" flüsterte der Elende kaum hörbar. „Erbarmt Euch meiner! Verdammt mi nit! G'foltert hat's mi mein Leben lang. Koa ruhige Stund' hab' i mehr g'abbt. Und an andern haben s' unschuldig für mi eing'sperrt! Und i hab's g'schehen lassen!"

Der Frühmesser war mit einem jähen Ruck von seinem Stuhl emporgefahren. „Verlaßt mi nit! Verlaßt mi nit!" stönte der Sünder und umklammerte mit der letzten Kraft der Verzweiflung die Arme des Priesters. „I will ja alles einbekennen! Will's vor Zeugen einbekennen! I hab' vor bald zwanzig Jahren den Forstwart von Oetz erschossen! Und mei Kamerad, der Steinhuber Martl, hat dafür büßen müssen! I hab's tan, i, i! Der Lederer Ferdl hats' tan aus Rach' weil ihn der Forstwart anzeigt hat. I hab's g'schworen: wann i wieder aus'm Loch komm', die erste Kugel gilt ihm!"

Eine Art Lähmung hatte den jungen Geistlichen ergriffen. Das Bekenntnis war zu jäh, zu plötzlich gekommen. Er konnte es noch nicht fassen. Der Elende vor ihm starrte mit vor Angst weit aufgerissenen Augen in sein Gesicht. Er lechzte nach einem Wort der Erlösung, der Vergebung, des Trostes von ihm . . . von ihm, dessen Vater er ins Zuchthaus gebracht hatte!

Der Chrysosti war aufgestanden. Schier rauh stieß er die umklammernden Hände des Ferdl zurück. „Also du bist's g'wesen! Du!" Mehr brachte er nicht hervor. Er trat an das kleine Fenster der niedrigen Stube. Sein Atem war mühsam. Ein innerer Krampf schnürte ihm die Kehle zu.

„Verlaßt mi nit, Hochwürden! Um Gottes willen verlaßt mi nit!" hörte er den Lederer Ferdl hinter sich keuchen. „Umtrieben hat's mi in der ganzen Welt. Und grad' daher hab' i kommen müssen, zu sterben, wo i dö schreckliche Sünd auf mei G'wissen g'laden hab'!"

Der Frühmesser schwieg. Der Ferdl war in die Kissen zurückgesun-

Jahres-Wechsel

Die Meereswogen peitschen fort
Sich ruhlos durch die Zeit,
Die führt in schnellstem Pflugtransport
Mich hin zur Ewigkeit.
Ein Jahr vorbei, im Sturmesbraus
Vorüber ist's, dahin!
Vergnügen, Freuden, Tanz und Schmaus
Mit ihm von dannen flieh'n!
Doch auch des Jahres Müh' und Schmerz
Und Leiden sind vorbei,
Getröstet ist mein armes Herz,
Lebt' ich es sündenfrei.
Denn etwas läßt es mir zurück,
Die strenge Rechenschaft!
Für Gutes Freud und ew'ges Glück,
Weil Böses wird bestraft.
Gott nach dem Wert der Tat nur geht,
Durchschaut die Absicht klar,
Vor Seinem Richterstuhle steht
Manch' Seele in Gefahr.
Drum will ich ernst im neuen Jahr
Benützen meine Zeit,
Das Gute suchen immerdar
Für Gott und Ewigkeit.

Br. Joseph.

ken. Kein Laut in der Stube. Und draußen die sternhelle Nacht, die Weihnacht. War es nicht, als ob Engel über die Felder gingen, die Segensbotschaft allen zu verkünden, die eines guten Willens sind?

Der Chrysosti preßte die glühende Stirn gegen die kalten Scheiben. Ein anderes Sterbebett stand vor seiner Erinnerung . . . der Vater im Inquisitenspital. Der Geistliche drehte sich langsam um. Er sah, wie der Mensch, der von ihm Vergebung erhoffte, die Hände flehend erhob. Dann sah er auf den Tisch mit den brennenden Kerzen und dem Höchsten Gut.

Eine Stimme regte sich in seinem Innern: Nicht du hast hier zu richten, zu vergeben oder zu verdammen, sondern Gott allein! Und wenn es auch dein Vater war, dessen Leben durch die Tat jenes Menschen vernichtet wurde, wenn es auch dein eigenes Glück war, das durch den Elenden dort zerschellt wurde . . . er muß dir ein Sünder sein wie jeder andere. Nicht du kommst in Betracht vor Gottes Richterstuhl, nein, nur die Sünde allein! Und du, schwacher, ohnmächtiger Mensch, willst die Gnade verweigern . . . verweigern im Namen des Allbarmherzigen, der dich an seine Stelle hierher gesetzt hat, daß du den Frieden bringest!

Ein schwerer Kampf. Unwillkürlich sank der Frühmesser vor dem Höchsten Gut auf die Knie. Er preßte die Hände vor das Gesicht. Ein heftiges Schluchzen entrang sich seiner Brust. „Herr, steh' mir bei! Steh' mir bei!" flüsterte er mit unterdrückter Stimme.

Und dann, als er wieder empor sah zu dem Bild des Gekreuzigten, war es ihm, als ob er die Worte höre . . . „Vergebet euren Feinden! Tut Gutes denen, die euch hassen . . Also wird auch euch vergeben werden!"

Der Frühmesser hatte sich erhoben. Jetzt wußte er, was seine Pflicht war, die einzige und göttliche Pflicht, gegen die jedes menschliche Empfinden verflog, wie ein Stäubchen im Sonnenschein.

Und er saß wieder am Bett des Gottverlassenen und sprach zu ihm aus der Tiefe des Herzens. Und den Frieden, den er selbst gefunden, teilte er dem Bruder mit. „Meinen Frieden gebe ich euch! Meinen Frieden hinterlasse ich euch!" Und friedsam wurde es in der Brust des Mörders, so friedsam und still wie draußen die heilige Nacht.

Auf die dringende Bitte des Lederer Ferdl rief der Chrysosti den Sagschneider, dessen Weib und den Mesner in die Stube, vor denen der Ferdl sein Bekenntnis vollinhaltlich wiederholte.

Als der Frühmesser den Leib des Herrn zum Lager des Sterbenden brachte und alle vom Haus auf dem Boden der Stube knieten und laut beteten, da entrang sich den Lippen des jungen Geistlichen ein vernehmliches: „Gloria in excelsis Deo!"

Da drinnen beim Sagschneider hatten sie einem Menschen die Augen zugedrückt, der seine Seele von schwerer Schuld gereinigt.

Schweigend hatte der Frühmesser den Heimweg angetreten. Der Mesner war nach Hause gegangen. Der Chrysosti aber kehrte vor dem Widdum wieder um. Jetzt konnte er nicht in seine vier Mauern. Die Brust war ihm voll zum Zerspringen. Schmerz und Erhebung, Glück und unsägliches Leid, Vergangenheit und Gegenwart stritten sich in seiner Seele. Er lenkte seine Schritte nach dem Gottesacker. Dort lag das einsame Grab seines unglücklichen Vaters unter der weißen Schneedecke. Das hölzerne Kreuz war halb eingesunken.

Der Chrysosti kniete in den Schnee nieder. Es war ihm wieder unsäglich weh ums Herz. Wie viel Leid und Elend, Verzweiflung und aller menschlichen und göttlichen Gerechtigkeit lag doch da drunten verscharrt! Der junge Geistliche mußte weinen wie ein kleines Kind. Es wurde ihm leichter dabei. Und er blickte empor zu dem klaren gestirnten Winterhimmel. Weihnachtsfrieden, Weltbotschaft der Erlösung! Allmächtiger Gott! Du prüfest deine Kinder oft hart! Aber unerforschlich sind deine Ratschläge! Was du getan, ist wohl getan!

Der Frühmesser erhob sich. Gleich am nächsten Morgen wollte er die Ehre des Toten da drunten von der Kanzel verkünden. Es band ihn ja nach dem offenen Geständnis des wirklichen Täters vor Zeugen kein Beichtgeheimnis mehr. „J hab' dir's ja glaubt, Vater, daß du unschuldig bist!" sprach er leise vor sich hin. „J ganz allein hab's glaubt. Jetzt aber muß es die ganze Welt glauben! Das ist dein Weihnachtsg'schenk. Du wirst einen höheren Richter droben g'funden haben als herunten! Der Herr hat sein Angesicht leuchten lassen über dir und hat dir seinen Frieden gegeben! Der Herr sei gelobt in Ewigkeit!

Daß dir der Gnaden Ueberfülle werde,
War Krippe mir die erste Liegestatt,
War Kampf mein Teil und Kreuz mein letztes Lager;
Mein Sieg im Tod ward dir das ew'ge Leben;
Und du, o Mensch, was gibst mir du?

O meines Gottes Liebe ohne Maßen!
Der Cherub staunt und senkt das Flammenschwert;
Die dumpf in Finsternis des Todes saßen,
Sie schreiten frei auf lichten Lebensstraßen;
Denn so hat Gott dich, Mensch, geehrt.

Des Thomas von Kempen Hymnus
Quanta mihi cura de te, übertragen
von Bernhard Achtermann.

Manche Hausfrau ist innerlich zerbrochen, weil des Mannes Gedankenlosigkeit nie Worte der Anerkennung für all die hausmütterlichen Sorgen und Arbeiten gefunden hat.

★

Der Mutter fröhliches Lachen ist das Silberglöcklein im Haushalt der Familie.



Die frohe Botschaft

★

von Jos. Schneider O.M.J.

★

„Frohe Botschaft“ nannte der Gloriaengel die Geburt des Herrn in seiner Weihnachtrede an das Hirtenvolk von Bethlehem. „Ich habe eine Freudenbotschaft für euch: Heut ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren“. Der Name „Evangelium“ oder Frohbotschaft ist später auf die ganze Lehrverkündigung Christi übergegangen. Sie war in der Tat eine frohe Nachricht aus der andern Welt. Ist es zu verwundern, daß sie sich wie eine unwiderstehliche Flut so schnell den Erdkreis eroberte?

Nur 9 Jahre predigten die Apostel nach des Heilands Himmelfahrt im Judenland. Im Jahre 42 kamen sie in Jerusalem zusammen, legten die 12 Artikel des Glaubensbekenntnisses fest als Richtlinie für ihre Predigt und zogen hinaus in die Heidenwelt. Von da ab raste ihre Botschaft wie ein Prairiefeuer über die Erde hinweg.

Schon ein Jahr später erhielten ihre Anhänger in Antiochien den Namen „Christen“. Elf Jahre später fing St. Paulus an seine großen Briefe zu schreiben an die Neubekehrten in Rom, Corinth und in Kleinasien.

Einundzwanzig Jahre später hatte Christi Religion in Rom einen solchen Anhang, daß die Staatsbehörden sich damit befaßten und ausholten zum Gegenangriff in blutiger Verfolgung.

Trotz allem wuchs sie weiter und setzte sich durch gegen ungeheure Widerstände. War nicht die Predigt von einem gekreuzigten Gott den Heiden eine Dummheit? Den griechischen Denkern ein Scherz? Den Juden eine Gotteslästerung? Waren die Apostel nicht ungebildet und ungeschulte Wanderprediger? Wie arm müssen sie sich, menschlich gesprochen, vorgekommen sein gegenüber den Weltweisen und geübten Rednern der alten Zeit. Und wer würde jemals ihren Lehren lauschen? Sie setzte sich zusammen aus unbegreiflichen Dogmen und enthielt unerhört strenge Sittenforderungen. Dazu kämpften sie an gegen heidnische Vielgötterei, glänzenden Götzendienst und zahllose Volksgebräuche, die auf jahrtausendlange Traditionen sich stützten und im Staatsleben tief und gewaltigt verankert waren. Trotz all dieser scheinbar unüberwindlichen Hindernisse hat das Kreuz gesiegt, so daß Tertullian ums Jahr 200 schreiben konnte: „Ueberall sind wir eingedrungen; was ist euch noch geblieben? Nur noch eure Götzentempel!“ Aber selbst diese mußten gehn. Um 312 wurde das Christentum von Kaiser Constantin zur Staatsreligion erhoben, und das Kreuz glänzt seitdem auf unzählbaren Fürstenkronen und ragt von tausenden von Kirchentürmen zu den Sternen empor. Woher dieser überraschend glorreiche Umschwung?

Er war zuerst eine Wundertat des Gottessohnes, dem der ewige Vater die Erde und alle Völker zum Erbteil gegeben. Es war **Sein** Siegeszug und das Werk Seiner Welteroberung. Aber auch das menschliche Element fehlte darin nicht und dieses war die ungeheure Anziehungskraft der Botschaft vom Himmel. Wie von einem gewaltigen Feuer wurden ihre Verkünder davon erfaßt und brannten mit Begierde sie weiter zu verbreiten. Jeder Neubekehrte wurde zum begeisterten Glaubensprediger, und scharte sich als kostbare Hilfe um die Apostel und 72 Jünger. Da waren die Erstlinge der Jüngergemeinde vom ersten Pfingstfest. Pilger aus allen Ländern des Mittelmeerbeckens, waren sie zum Tempel in Jerusalem gewallfahrt und hatten die Ankunft des Hl. Geistes miterlebt. Dazu kamen bald ungezählte Reisende zu Wasser und zu Land im Römisch-Griechischen Weltreich; Kaufleute und Soldaten; Gelehrte, Sklaven und Gladiatoren. Sie alle verkündeten die Nachricht vom Reiche Gottes. Was veranlaßte sie, die Religion Jesu Christi wie einen kostbaren Edelstein zu schätzen und zu umarmen? Was trieb sie an, sie mit glühendem Eifer weiter zu geben?

Die Lehre Christi war etwas unerhört Neues in der Alten Welt. Sie bedeutete eine religiös-sittliche Neuordnung für Leben und Gesellschaft. Eine tiefgreifende Umwälzung allerersten Ranges. Nicht nur gab sie die Antwort auf die brennendsten Menschheitsfragen; auf das Woher, Wohin und Wozu des Menschenlebens. Nicht nur gab sie Befreiung von Sündendruck und Gewissensqual. Sie erfaßte alles und durchdrang es mit neuem Geist: Leben, Arbeit, Ehe, Familie, Staat und Religion. Sie gab den Entrechteten, Unterdrückten, Vergewaltigten ihre Menschenwürde und Ebenbürtigkeit zurück.

In den Zeiten vor Christi Geburt setzte sich die Gesellschaft aus ein Drittel Herrenmenschen und zwei Drittel Sklaven zusammen. Es bedeutete ungeheures Massenelend, ungleich schlimmer als heutzutage. Wir sprechen so gerne von Industrie-Sklaverei der Arbeiter und sie besteht; wer könnte es leugnen! Dennoch, das Los der Sklaven war viel schrecklicher. Heidnische Denker sahen in ihnen Lasttiere in menschlicher Form. Demgemäß hatten sie keine Rechte auf Ehe und Familie, Ehre und gerechten Lohn. Sie wurden wie das Vieh auf den Märkten feilgeboten und verkauft. Wurden an der Stirn gebrandmarkt, damit sie nicht fortlaufen konnten. Wurden bei der Arbeit geschunden und geschlagen, so daß sie nach wenigen Jahren nur noch als 'abgenutzte' Ware verschachert werden konnten. Nicht selten trugen sie Ketten an Händen und Füßen. Für die geringsten Vergehen wurden sie gegeißelt. Die meisten von ihnen starben am Kreuz oder durch Selbstmord.

Die damalige Frauenwelt erscheint im höchsten Grade entehrt. Die Heiden betrachteten sie als Anhängsel der Schöpfung und als Spielzeug des Mannes. Kaufehe ohne Rücksicht auf Wunsch und Neigung, sowie Vielweiberei und Ehescheidung waren an der Tagesordnung.

Kinder waren mit Leib und Leben der Willkühr des Vaters verhaftet. Sie wurden zu Tausenden ausgesetzt und den Tieren der Wildnis zum Fraße hingeworfen. Das Wehgeschrei all dieser Armen war seit Jahrtausenden wie ein erschütternder Adventsruf zum Himmel gedrungen und hatte um Erbarmen gefleht. Nun kam der Welterlöser und brachte die befreiende und beglückende Antwort. Kein Wunder, daß man ihr entgegen jubelte; daß sie sich wie im Windeslauf verbreitete; daß jeder Neubekehrte wie von selber zum Apostel wurde. Die schlummernde Erde lauschte der frohen Kunde in der Weihnachtsnacht. Die Hirten erbebten vor Freude. Die Sklaven und Frauen unterbrachen ihr Wimmern und stimmten ihr Hosanna an dem, der da kam im Namen des Herrn.

Die Kinder jauchzten; denn Jesus gab ihnen Heimatsrecht in Haus und Familie. Kinderdienst ist Heilandsdienst im Neuen Bund.

Die Frauen nahmen dankbar ihre Stellung ein neben dem Ehegatten als dessen vielgeliebte Schwestern.

Die Sklaven streiften die Ketten ab, an denen sie sich wund gerieben, und rückten hinauf an ihren Ehrenplatz im christlichen Bruderbund. Denn seitdem Gottes Sohn mit schwieligen Händen an der Hobelbank gestanden, braucht sich niemand mehr seines Handwerks zu schämen.

Ueber jeden von ihnen aber breitet Er Seine schützende Hand und verteidigt sie wie Seinen Augapfel; wie eine Zelle und ein Glied an Seinem eigenen Leib. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das tut ihr **Mir**." Kein Wunder, daß die Heidenwelt sich in Begeisterung um Ihn scharte und die Fahne des Glaubens an allen Ecken und Enden der Erde aufpflanzte!

Wie steht es **heut** damit? Das Hosanna ist noch nicht verklungen; aber ist es nicht bedenklich schwach geworden? Wir scheinen vergessen zu wollen, daß unser Glück mit beiden Füßen auf dem Boden des Evangeliums steht. Stützt sich nicht unsre ganze Kultur auf seine umgestaltenden Ideen? Unsre Begriffe und Vorstellungen von Leben, Menschenwürde, Arbeit, Familienlohn, Frauenehre und Kinderschutz, woher anders kommen sie? Und unsre königliche Handhabung von Bürgerrecht und Staatsgewalt, wo anders wurzeln sie? Sie alle, in dem erhabenen Licht wie wir sie sehen, stützen sich auf Christus und haben in Ihm ihren Bestand. Er allein ist auch die sichere Bürgschaft für ihr Fortbestehen. Seine Lehre und Lebensweisheit sind das einzige Bollwerk gegen erschreckende Barbarei. Ja, wir leben von Christus und Seiner frohen Botschaft, und doch sind wir kalt und gleichgültig gegen sie geworden. Wir liebäugeln unbekümmert mit den Mächten der Finsternis, die dieses herrliche Erbe bedrohen. Schwelgen unbesorgt in Erziehung, Sittlichkeit, Presse, Theater und Wirtschaftsleben in einer Art Vorbolschevismus. Meinen, die köstliche Freiheit, wie wir sie, besonders in demokratischen Ländern genießen, wären ewig da gewesen und könnte niemals wieder verloren gehn.

Ein Rundblick in der modernen Welt sollte uns eines Besseren belehren. Indien mit seinen Götzenbiestern, seinem unglaublichen Kastenwesen, seinen furchtbaren erzieherischen und gesundheitlichen Mißständen dürfte uns zeigen, was ein Volk ohne Christentum bedeutet.

Ein Rundblick in der Geschichte dürfte uns dieselbe Lehre geben. Hüten wir uns, durch Verleugnung des Gottmenschen in vorchristliche Zustände zurück zu fallen. Was Seine Botschaft der Alten Welt gewesen, das muß sie allen Menschen der Jetztzeit wieder werden: eine unschätzbare und unersetzliche Frohbotschaft.

„Mit- und Nachläufer sind nirgendwo groß geschätzt worden, wohl aber ebenbürtige Partner."

* * *

„Unsere Katholizität reicht nur soweit, wie wir sie konkret leben."

„Ein bußfertiges Herz ist immer ohne Furcht."

* * *

„In der wahren Kirche Christi zu sein, ist uns nur Gabe, nicht Aufgabe geworden."

Wie die Einöden des Hohen Nordens wundersam zu blühen begannen

Im Nordwesten der kanadischen Provinz Saskatchewan, dort, wo der Biberfluß einströmt in den See von Ile a la Crosse, liegt der Flußmündung gegenüber am südwestlichen Seeufer, die Mission St. Johann Baptist. Zwischen der Bibermündung und der Mission dehnt sich mitten im See eine ziemlich große Insel. Diese Insel hat sowohl dem See wie auch dem der Mission gegenübergelegenen Handelsposten der Hudsonbaigesellschaft den bürgerlichen Namen gegeben: Ila a la Crosse, d. h. „Krummstabinsel".

Die Indianer, die seit Jahrhunderten an diesem See mehrmals im Jahr zusammenkamen, nannten den Ort „Sakittawak", den „Ort, wo die Wasser zusammenströmen." Hier mischt nämlich der Biberfluß seine reichen Wasser mit denen eines kleinen Flusses, der vom Nordwesten her kommt aus dem Churchilsee. Vereint durchfließen beide den See, um ihn am Nordende als Churchilfluß zu verlassen, der dann seinen tausend Kilometer weiten Weg zur Hudsonbai macht.

Als weiße Pelshändler am See ihren Handelsposten errichteten, fanden sie für die Insel den neuen Namen. Man sagt, sie hätten, nachdem sie den Indianern, die nun des Handels wegen noch eifriger kamen, ihre wertvollen Tierfelle billig abgekauft hatten, den sorglosen Kindern der Wildnis gerne zugeschaut, wenn sie auf der großen Insel im See eines ihrer beliebtesten Spiele betrieben. Mit langen, am unteren Ende gekrümmten und mit Leder überzogenen Stäben trieben sie einen recht ungefügen Ball nach sorglich ausgeklügelten Regeln mit viel lauter Begeisterung über das Spielfeld hin und her. Es scheint, daß die Begeisterung auch auf die Zuschauer übergriff. Tatsächlich ist dies Spiel noch heute Nationalspiel der Kanadier. Man nennt es Kricket nach den Indianern, die es hier eingeführt hatten, den Kric. Die Insel aber nannten sie nach diesem Spiel die „Krummstabinsel". Andere Leute, die offenbar weniger Phantasie und auch weniger Sinn für Sport hatten, leiten den Namen ganz einfach her von „grosse ile", was soviel wie „große Insel" heißt.

Wenn wir für den Namen Krummstabinsel sind, dann geschieht das eigentlich nicht des Sportes wegen, sondern weil bald etwas anderes als der Sport und etwas anderes als der Pelzhandel die Indianer immer häufiger an diesen See gezogen hat, nämlich die katholische Mission.

Am 10. September 1846 erschienen am See zwei junge Missionare, der Weltpriester Lafleche und der Oblatenpater Alexander Tache. Sie waren nicht die ersten Missionare, die hierher kamen, aber die ersten, die ständig hier bleiben wollten. Der Weltpriester kehrte bald in seine ostkanadische Heimat zurück, da seine Gesundheit den Strapazen des Missionarlebens leider nicht gewachsen war. Für ihn kamen andere Oblaten. Viele sind es, die im Laufe der letzten hundert Jahre hier segensreich gewirkt haben. Für zahlreiche andere ist St. Johann am See eine gute Schule gewesen für ihr späteres Wirken an anderen Orten. Drei von ihnen aber, und zwar drei der ersten Jahre, sind zugleich die drei ersten Oblatenbischöfe des kanadischen Nordwestens geworden.

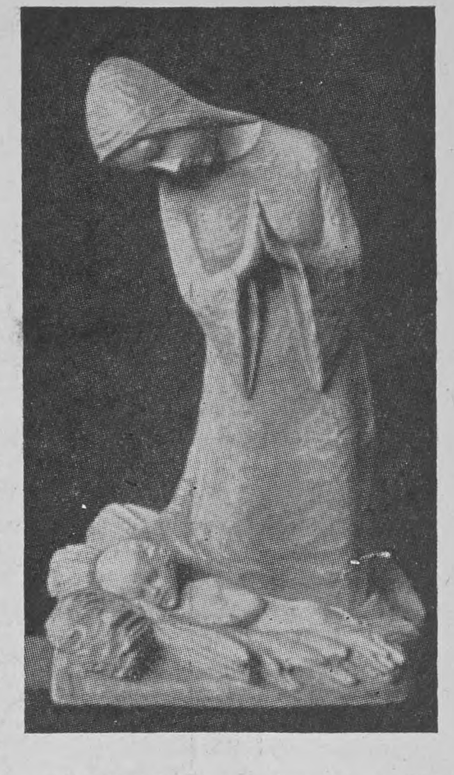
Viele Wanderungen in große Weiten voller Fährlichkeiten und Strapazen haben sie gemacht, nach Osten, um das Stromgebiet des Churchills zu erobern, und nach Norden, um die unermeßlichen Weiten des Mackenziestromgebietes und der großen Seen für die Mission zu erschließen. Als sie dann Bischöfe waren, dieser Tache, dieser Faraud, dieser Grandin, da war ihnen der Krummstab, das demütige Zeichen bischöflicher Herrschaft über Gottes Erde und Christi fromme Herde weniger ein Zeichen der Herrschaft vom bischöflichen Thronsitz in der Bischofsstadt aus, sondern der Wanderstab der Apostel, die eine Welt erobert haben. Als sie starben, war der Hohe Norden für das Reich Gottes erschlossen in die Länge und in die Breite. Nach ihrer klugen Planung haben die Oblatenmissionare des Nordens ihre Missionsstationen gegründet. Ihre weise Umsicht hat diese Gründungen gesichert. Unter der Herrschaft ihres Krummstabes begann der Hohe Norden zu leben auf eine neue Weise. Unter dieser Herrschaft begann die Einöde zu blühen auf eine wundersame Art. So dürfen wir die Insel bei St. Johann am See auf eine höhere, auf eine wahrhaft gesegnete Weise die Krummstabinsel heißen, den Ort, der die rothäutigen Kinder des Landes das schönste Spiel schauen ließ, das Spiel um die Seelen der Heiden, das diese Bischöfe und diese Missionare alle leidenschaftlich gespielt haben unter Einsatz ihres ganzen Lebens und all ihrer Kraft.

Als vom 29. Juni bis zum 1. Juli 1946 in St. Johann Baptist bei Ile a la Crosse mit dem höchsten kirchlichen Würdenträger Kanadas, dem Kardinal Villeneuve, 6 weitere Bischöfe und zahlreiche andere kirchliche und weltliche Würdenträger zusammenkamen, um die Jahrhundertfeier dieser Mission festlich zu begehen, da haben sie mit Ehrfurcht und Bewunderung dieser Männer gedacht und aller, die mit ihnen und nach ihnen den Hohen Norden erobert haben für Gottes Reich und aller, die es heute in Treue hüten.

Den südlichen Streifen des kanadischen Nordwestens, der durch den Fleiß zahlreicher weißen Siedler aus allen Ländern eine Kornkammer der Erde geworden ist, ein reiches Land, haben die Oblaten im Laufe der Zeit an den Weltklerus abgegeben. Sie begnügen sich dort mit der Seelsorge in noch nicht fest und sicher genug be-

Vroneles Traenen

von Lukas Klose



Beim Steirerwirt in Erlnholz ist ein Kind am Fenster. Es hat blonde Locken wie aus Sonnenlicht gesponnen und ein paar Augen wie der blaue See in den Bergen droben. Aus ihnen leuchtet die Kindesseele wie der Schnee der ewigen Firnen, so licht und rein.

Das ist das Vronele.

Auf Drängen der Leute hat es die reiche Steirerwirtin aufgenommen. Denn seine Mutter ist tot und der Vater im Krieg. Aber sie mag das Kind nicht.

Zwei Briefe hat das Kind in der Hand. Der eine ist vom Vater im Feld und in ihm steht geschrieben, daß er heute am Weihnachtsabend kommt. Der andere ist vom Vronele selbst. Der Postbote hat ihn heute früh dem Kinde zurückgegeben. Schräg über die Adresse steht mit blauem Bleistift geschrieben: Zurück — gefallen!

Das Vronele war allein in der Wirtsstube. Es schaute die verschneite Landstraße hinab, die vom Bahnhof zum Steirerwirt heraufzieht. Draußen wirbelte der Schnee in dichten Flocken und man konnte nicht weit sehen. Ein paar Raben flogen krächzend die Straße entlang. Das Kind schaute ihnen nach, bis sie im dichten Schneeschleier, der die Gegend verhüllte, verschwunden waren.

Von der Dorfkirche schlägt es drei Uhr. Nun muß der Vater kommen, denkt das Vronele. Um zwei Uhr kam drüben der Zug an, und eine Stunde ist es herüber von der Bahnstation Elmenau bis zum Steirerhof.

Das Kind strengt seine Augen an, um das Gewirr der Schneeflocken zu durchdringen.

Drei Leute kamen die Landstraße herauf. Der letzte war ein Soldat.

„Hurra, der Vater!"

Vronele riß das Kopftuch vom Nagel und rannte hinaus, dem Manne entgegen.

An den beiden ersten, der Bot-Lene und dem Halder-Schorsch ist sie schnell vorüber.

Jetzt läuft sie auf den Soldaten zu.

Aber der Mann winkt nicht. Er hat keinen Bart wie der Vater, seine Augen blicken anders, er lächelt nicht und ruft auch nicht: „Lieb's Vronele!"

Das Mädchen bleibt zaghaft am Wege stehen.

Das ist der Vater nicht. Dem Kinde möchte das Herz stehen bleiben.

„Wo ist der Vater?" fragt das Vronele mit Tränen in den Augen den Soldaten, der jetzt vor ihm steht.

Diesem würgt es in der Kehle, wie er die feuchtschimmernden Augen des Mädchens sieht. Er soll ihm die letzten Grüße bringen vom Vater, den er selbst neben sich den Heldentod sterben sah — und findet keine Worte. Nur streicheln kann er die glühheißen Wangen und den blonden Kopf, um den sich die gelben Locken ringeln.

„Vronele, deinem Vater ist es wohl," sagt er endlich mit zitternder Stimme.

„Aber warum geht er nicht her zu mir? Hat er noch in Elmenau was zu tun? Er kommt doch heut zu mir!"

---

gründeten Siedlerpfarreien, in Indianersiedlungen und Indianerschulen und außerdem in der außerordentlichen Seelsorge.

Den eigentlichen Hohen Norden aber, der bis auf den heutigen Tag Einöde einsamer Wälder und Einöde steiniger Steppen geblieben ist, haben die Oblaten als ureigenstes Arbeitsfeld behalten. Es hat ihnen niemand die Opfer, die das Leben dort mit sich bringt, die Opfer der Armut, die Opfer der Einsamkeit, die Opfer der Kälte und der weiten Seelsorgsfahrt im Hundeschlitten und im Rindenkahn oder auch auf Schneeschuhen streitig gemacht. Dies Land ist Missionsland, dies Leben ist Missionarsleben geblieben.

Wenn wir nun daran gehen, die riesigen Missionsgebiete auf der Landkarte abzustecken von der Ostgrenze Alaskas bis zur Westküste Grönlands, von den Gestaden des Stillen Ozeans vor Britisch-Kolumbien bis hinüber zum Atlantik an der fjordreichen Küste Labradors und vom 55. Breitengrad im Süden bis hinauf zur Grenze der bewohnten Erde, dann wollen wir es in ehrfürchtiger Bewunderung der Männer tun, die dort leben und wirken als Arme unter Armen. Und wenn wir von ihrem Wirken nur hie und da ein kleines Sätzlein sagen können, so wollen wir die Opfer nicht vergessen, die sich darin verstecken. Es wäre gut, wenn wir auch dies für wichtig hielten, ja für wichtiger als vieles von dem, was unter arg lauter Begleitmusik in erschütternder Weise ein Stück Weltgeschichte gemacht hat in den vergangenen Jahren und es vielleicht auch heute noch zu machen sucht.

„Armes Moidle," denkt der Feldgraue. „Wie bring' ich dir's nur bei?" Ein paar Tränen glänzen in seinen Augen, und seine Stimme bebt noch mehr, als er von neuem beginnt.

„Vronele!"

Das Kind schaut ihn wieder mit seinen unschuldigen, großen Augen an.

„Vronele, dein Vater ist im Himmel!"

Das Wort machte auf das Kind erst nur einen flüchtigen Eindruck. Die Steirerwirtin hatte es dem Vronele seit heute früh schon ein dutzendmal gesagt; aber es ließ sich nicht so leicht überzeugen. Es macht es dem Soldaten gerade so wie vorher der Steirerwirtin; es zeigt ihm triumphierend den Brief, den ihm der Vater geschrieben hat, und in dem steht, daß er heute kommt.

„Jawohl, das hat er dir noch geschrieben. Aber nachher ist er gefallen. Ich hab' ihn selbst begraben," entgegnete der Soldat.

Zu Tode erschrocken steht das Kind da. Nun ist es gewiß. Plötzlich wird es still in seiner Seele wie auf dem Kirchhof und eine weite gähnende Leere tut sich auf, wie das Grab, in das man den Vater versenkte.

Keine Träne zittert in den Kindesaugen. „Mein Vater ist tot — und meine Mutter auch!" lispelt es.

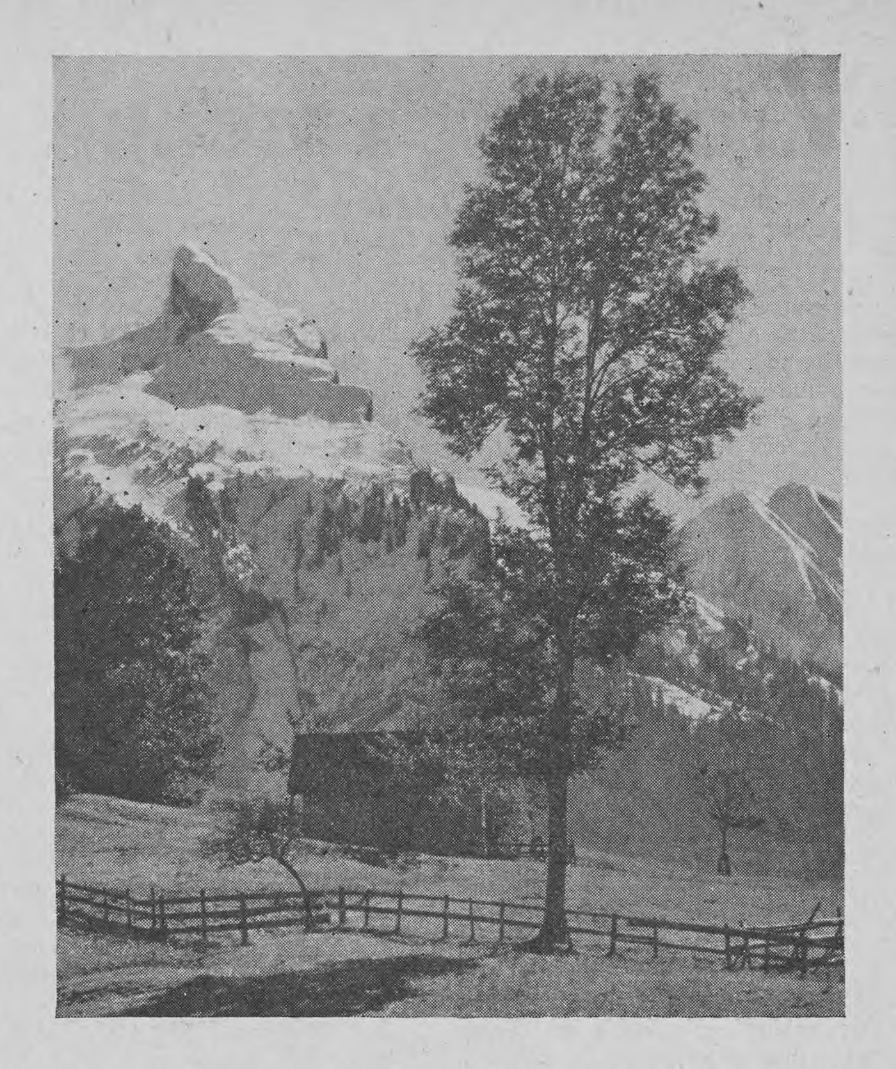
Dem Soldaten treibt es das Wasser in die Augen. „Vronele" sagt er, „dein Vater und deine Mutter leben im Himmel! — Dein Vater läßt dich grüßen. Als sein Herz immer stiller schlug, sagte er zu mir: „Grüß mir das Vronele!"

Das Vronele gab keine Antwort: als hätte es nichts gehört, stand es da, die Augen starr in die Ferne gerichtet.

Der Soldat fuhr kosend mit seiner Hand über den blonden Scheitel des Kindes und murmelte dabei verlegen liebe Worte, wie es ihm das Herz hingab. Aber das Vronele wollte heute keine andere Hand als die des Vaters auf sich ruhen fühlen. Unwillig schüttelte es die Hand des Soldaten ab.

„Ich will nicht!" rief es laut und die ganze Qual der Kindesseele lag in diesen Worten.

Der Soldat faßte es gütig bei der kleinen Hand und wollte mit ihm dem Dorfe zu. Da riß sich das Mädchen los und lief schnell der Bahnstation zu.



Ueberrascht blieb der Soldat stehen, schaute und rief dem Kinde nach. Aber das Mädchen hörte nichts und der Ruf verhallte. Als seine Gestalt in den dichten Schneeflocken verschwand, ging er langsam und nachdenklich dem Dorfe zu. Beim Steirerhof meldete er, das Vronele sei gegen Elmenau gelaufen.

Die Stelle wo die Straßen von Erlnholz, Elmenau und Hochleiten sich kreuzen, lag am Rande des Waldes; ein dreiarmiger verwitterter Wegweiser zeigte die drei Richtungen an. Daneben stand ein Kreuz. Die glänzenden Farben des Schmerzensbildes waren verblichen im Regen und Sonnenschein; nur der tiefe Blick in den gütigen Erlöseraugen und die roten Blutstropfen an der göttlichen Stirne, an den Händen und Füßen waren geblieben. Im Sommer sangen die Vöglein und die Büsche flochten ihre schönsten Zweige um das morsche Kreuz und der Efeu stieg an dem zerrissenen Balken empor. Im Winter streckten ein paar graue Tannenäste ihre schützenden Arme darüber aus und der Schnee spendete die schönsten seiner silbernen Sternlein zum Schmucke.

Zu Füßen des Heilandes war auf einer Tafel eine Inschrift angebracht, darauf stand zu lesen: Hier verunglückte am 23. Mai 1914 Maria Almsamer. Herr, gib ihr die ewige Ruhe — Das war die Gedenktafel die Vroneles Vater seiner Gattin gesetzt hatte, während er ihre sterblichen Ueberreste dem Friedhof von Hochleiten anvertraute.

Das Kreuz hatte am Heiligen Abend schon mehrere Fußgänger vorübergehen sehen. Da war vor allem der Förster, ein finsterer Mann, der das Kreuz immer scheu anblickte. Dann kamen ein paar Bauern, die gegen Hochleiten wollten und offenbar Eile hatten. Sie zogen ihre Mützen und gingen weiter.

Zuletzt, als schon die Dämmerung einsetzte, kam das Vronele. Das Mädchen war schon oft hier gewesen. Die Inschrift, die vom Tode der Mutter erzählte, wußte es auswendig. Unzählige Male hatte es sie gelesen und unzählige Male hier für die Mutter gebetet.

Es trat an das Kreuz heran, kniete sich auf die morsche Kniebank hin und drückte das heiße Gesichtchen auf die blutige Fußwunde des Heilands und weinte bitterlich. Seine hellen Tränen vermischten sich mit den roten Opfertropfen des Gekreuzigten, die an den zermarterten Füßen funkelten, und die darob in neuer rosenfarbener Pracht erblühten.

„Hast mir alles genommen — Vater und Mutter!" klagte das Kind. „Hab' niemand mehr, niemand, der mich mag. Christkind, warum hast du mir das getan?" Das Kind schaute dem Heiland treuherzig in die erbarmungsvollen Erlöseraugen. Rührend ruhten die Blicke des Kindes und des Heilandes ineinander.

Auf einmal schließt das Vronele die rotgeweinten Augen. „Christkind, hole mich auch heim, zu Vater und Mutter!" murmelt es inbrünstig. Dabei drückt es einen heißen Kuß auf die Fußwunde des Heilandes. Gleitet dann von der Kniebank, bricht ein paar Tannenzweiglein und flicht sie behutsam unter die Füße des Heilandes. Noch einen Blick wirft es hinauf zum Kreuz, und dann eilt es weiter in der Richtung nach Hochleiten.

Die Dunkelheit brach herein. Der Schnee fiel nicht mehr; aber am Weihnachtshimmel flimmerte kein Sternlein. Nur die Lichter von Hochleiten zeigten dem eilenden Kinde den Weg.

Ein paar Bauern, die nachhause hasteten, begegneten dem Mädchen und sahen ihm verwundert nach, aber sie dachten nichts weiter; sie wollten heim — zum Christkind. Ohne aufzublicken ging Vronele an ihnen vorüber und war bald in Hochleiten.

Am Ende des Dorfes stand einsam die Kirche. Dorthin lenkte es seine Schritte. Die Friedhoftür war offen. Der Gottesacker lag still und einsam.

Vronele ging durch die Reihen der verschneiten Gräber. Jetzt hält es vor einem Hügel, den ein schmuckloser Stein ziert und fällt nieder in den Schnee.

Das Kind beugt das Antlitzt tief zur Erde und, als wollte es der Toten unten zu Gehör dringen, ruft es laut: „Mutter! Mutter!"

Aber die tote Mutter antwortet nicht. Das ewige Licht der Kirche wirft durch das große Chorfenster einen matten Schein auf das Grab und das Kind. Der Wind geht scharf über die Gräber. Es ist eisig kalt.

„Mutter, Mutter, hol mich heim!" fleht innig das Vronele. „Christkind, hole mich heim, zu Vater und Mutter!"

Ein Bauer eilte draußen am Kirchhof vorbei. Das Wimmern des Kindes schlug an sein Ohr und beherzt wie er war, ging er dem Schalle nach. Er findet das weinende Vronele auf dem Grab der Mutter, hebt es vom kalten Erdhügel und will es auf die Arme nehmen. Aber das Kind duldet es nicht. Es will heute keine Liebe von den Menschen. Die Menschen sind alle hart, wie drüben in Erlnholz die Steirerwirtin.

Ein bitterer, trotziger Zug legt sich um die Lippen des Kindes.

„Armes Moidle," sagt der Mann wieder, „geh mit mir heim!"

Statt aller Antwort reißt sich das Kind los und entspringt.

Der Mann ihm nach.

Aber das Vronele ist flink.

„Kind, du erfrierst," ruft der Mann.

Keine Antwort.

Das Vronele läuft, läuft. Es mäßigte sich erst, als es merkte, daß ihm niemand folgte. Aus allen Poren drang ihm der Schweiß; das Kopftuch hatte es im Laufen verloren.

Der Himmel hatte sich geklärt und die Weihnachtssterne funkelten hernieder, so wunderbar und klar. Der Wind pfiff kalt herüber

Unaufhaltsam eilte das Mädchen vorwärts.

Heim! Das Kind dachte an nichts. Nur vorwärts! Wohin, das wußte es nicht.

Nur vorwärts, vorwärts, weg von den Menschen.

Endlich tauchte der Wald vor seinen Blicken auf, der dunkle Wald, unheimlich. Das Kind schauderte von oben bis unten, machte ein Kreuz und durcheilte ihn mit schnellen Schritten.

Dort stand wieder das Kreuz am Wege.

Wo soll es nun hin?

„Zur Steirerwirtin?" — Das Kind erschrickt.

Es hat keine Heimat mehr.

Es setzt sich auf die morsche Kniebank.

Es mag nicht heim, wo keine Heimat ist.

Bitterlich fing Vronele zu weinen an. Es war auch so müde und hungrig. Die Tränen rannen ihm unaufhörlich über die bleichen Wangen und fielen herunter über das dünne Kleid und auf den kalten Schnee. Der eisige Nachtwind verwandelte sie bald in blitzende Diamanten. Das Kind hüllte die blauen Hände in die Schürze und kehrte den Rücken gegen den Stamm. Von Zeit zu Zeit stampfte es mit den Füßen, die zu erstarren drohten. Das Weinen wurde leiser und leiser.

Das Vronele war unter dem Kreuze eingeschlafen. . . .

Kindertränen sind kostbar in Gottesaugen. Denn das Blut des Gottmenschen klebt auch an ihnen und nirgends schimmert es so unendlich licht und klar.

Zur selben Stunde, als Vronele mit ihren silbernen Tränen auf dem Wangen eingeschlafen war, spielte sich im Himmel ein anderes Schauspiel ab.

Dort war ein Schutzengel vor den Sternenthron des Allerhöchsten getreten. Als der hehre Geist mit beiden Händen sein trauriges Gesicht verhüllte und sich auf sein Antlitz niederwarf, verstummte der Weihnachtsjubel im goldenen Himmelssaale.

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit für meinen Schützling, den Förster im Walde!" rief der Schutzengel in die große Stille hinein und seine Stimme zitterte in tiefer Angst um ein Menschenkind.

„Barmherzigkeit, o Gott, am Weihnachtsabend!"

Und wie ein Donnerschlag erscholl

die Stimme dessen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden.

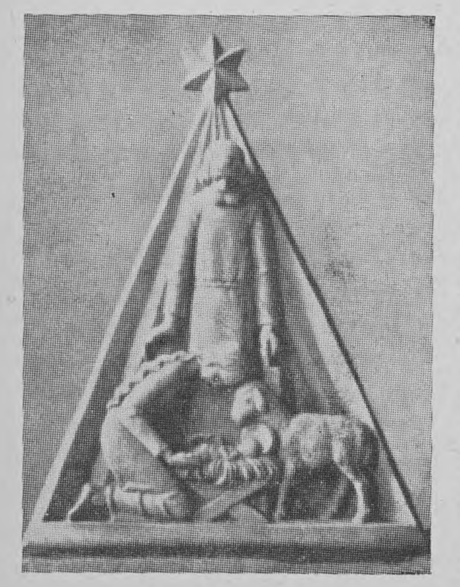
„Ich werde mich seiner erbarmen, wenn mir auf Erden ein großes Opfer gebracht wird!"

Die Worte Gottes waren kaum verklungen, da öffnete sich die enge, niedrige Himmelspforte und ein Engelein mit einem feinen, lieblichen Gesicht und hellen Lichtaugen trat ein. In den kleinen Händen trug es ein weißes, alabasternes Gefäß, von dem ein unsagbares Leuchten und Strahlen ausging. Das glänzte so hell wie lauteres Gold, blühte rot wie funkelnde Rubinen und schimmerte wie Demantgestein. Wie entzückt hingen die Augen des lieben Gottes und der Seligen an dem gleißenden Gefäß, das das Engelein wie ein Priester zum Throne das Allerhöchsten vortrug. Dort hob es den heiligen Schatz hoch empor, indem es sprach:

„Lieber Gott, das sind des Vronele Tränen."

Da geschieht etwas Unerhörtes im Himmel. Noch ehe der Jubel der Seligen über die kostbare Gabe losbrechen kann, hat sich der Engel erhoben, der den lieben Gott um Barmherzigkeit für den Förster angefleht hatte. Blitzschnell hatte er das köstliche Gefäß ergriffen und indem er es dem lieben Gott entgegenhielt, rief er:

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit für den Förster!"



Darauf war es stille, und durch den goldschimmernden Himmelssaal ging es wie leises Beten. Und dann kam wie das Säuslein eines sanften Windes die Stimme Gottes aus der Höhe.

„Die Tränen des Kindes sollen die Gnade des Sünders sein.

Und wie das Rauschen vieler Wasser erscholl der unendliche Dankesruf der Seligen, während die beiden Engel vom Throne Gottes wegtraten.

All das Herrliche von seinen Tränen wußte das Vronele auf Erden natürlich nicht. Es schlief noch immer unter dem Kreuze. Aber vor ihm stand ein Mann mit rollenden Augen und er leuchtete dem Kinde mit einer kleinen Laterne ins Gesicht. Das war der Förster, für den der Engel im Himmel gebetet hatte. Er öffnete den Mund wie zum Schelten und Fluchen. Als er jedoch runden Tränen auf Vroneles Wangen sah, regte es sich wie eine Art Ehrfurcht in ihm.

Forschend ließ er seine dunklen Blicke über die kleine, liebliche Gestalt gleiten. Ein freundlicher, milder Zug huschte einen Augenblick über das verbitterte Gesicht. Dann warf er ärgerlich den Kopf zurück. Nach einem scheuen Seitenblick auf das Kreuz suchte er das Kind aus dem Schlaf zu rütteln.

Das Kind kam aber nicht zu sich.

Er beugt sich nieder und schaut dem Mädchen ins Gesicht.

„Wenn's schon erfroren wäre?

Wenn die geschlossenen Augen sich nicht mehr öffneten? Wenn die blauroten Lippen nicht mehr sprächen?"

Das Erbarmen steigt auf einmal heiß in seiner Seele auf.

Er kann es nicht sagen, aber er fühlt, daß er glücklich, überglücklich wäre, wenn das Kind nur einmal dankbar seinen Namen lispelte und ihm einen süßen Kuß auf die Lippen drückte.

Er berührt Vroneles Hände. Sie sind eisig kalt, fast starr.

Da kniet er nieder und reibt sie mit Schnee, die Hände, die Füße, das Gesicht.

Das Herz wird ihm selbst warm beim Reiben. Und, o Wonne! das fliehende Leben kehrt zurück.

Nach einer Weile schlägt Vronele müde die Augen auf.

„Welch herrliche, blaue Augen!"



denkt der Förster.

Aber sie fallen dem Kinde gleich wieder zu.

Unterdessen reibt er weiter, bis er merkt, daß des Kindes Augen, wenn auch müde, doch klar auf ihn gerichtet sind.

„Was machst du hier?" fragt jetzt der Förster.

„Beten," sagt die Kleine unbefangen, während Tränen und Angst in der Stimme zittern.

„Beten!" In einem verächtlichen Tone wiederholt er die Worte. Gebetet hatte er schon lange nicht mehr. Er haßte das Gebet und alles, was ihn daran erinnerte. Sein flackerndes Auge streift befangen über die Leidensgestalt am Kreuze, die mit barmherzigen Blicken niederschaut, und über — das kleine Vronele. Wie er so das Mädchen vor sich sieht, Furcht und Tränen in den bittenden Augen und mit dem schmerzlichen Zuge in dem zarten Gesichtlein, kommt es mit süßer Gewalt über ihn. Seine Gedanken kehren in die goldene Kindheit.

So war er auch einmal gewesen, ein herziges Kind mit dem Licht der Unschuld in den offenen Augen und mit einem Herzen voll Liebe und Freude. Damals hatte er auch weinen können wie die Kleine da. Und jetzt —. Alles dahin, Kindheit und Glück und Freude und — süße Tränen.

Wieder steigt Bitterkeit in seiner Seele auf. Aber unwillkürlich fällt sein Blick wieder auf Vronele, an de-

ren Augenwimpern noch immer die großen Tränen wie flüssige Edelsteine hangen. Ein heiliges reines Feuer brennt drinnen in den reinen Kindertränen, daß die Augen des Försters wie gebannt haften bleiben.

„O, wenn er das Kindlein sein eigen nennen, wenn er es heimnehmen dürfte!"

Fast verwirrt fragt er das Mädchen: „Warum weinst denn?"

„Weil mich niemand mag," schluchzte das Vronele heraus, und die große unstillbare Sehnsucht der jungen Seele nach Liebe und Glück liegt in der tränenerstickten Stimme.

Bei diesen Worten wird es dem Förster so wehe. „Weil mich niemand mag," das war die große Klage seines Lebens gewesen. Auch er wurde hinausgestoßen zu den harten und kalten Menschen. Niemand mochte ihn. Und weil die Menschen ihn nicht liebten, wurde er hart, steinhart mit ihnen — und dann auch mit Gott.

Und wieder schaut er auf das Vronele, das zu ihm heraufblickt so demütig und doch so groß, daß er sich klein vorkommt. Und während seine Augen tief in die tränenschimmernden Aeuglein des Vronele tauchen, kehrt der Förster ganz heim in das Land der Kindheit. Dort sieht er den Heiland auf blumengeschmücktem Anger mitten unter den Kindern stehen. Wie er ihnen die Hände auflegt und sie segnet. Und der göttliche Kinderfreund spricht die gütigen Worte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!"

Da siegt die Liebe allgewaltig in seinem Herzen. Sie träufelt ihm die Freudentränen der Kinder in die Augen. Fast furchtsam nähert er sich dem Vronele; ehrfürchtig legt er die harten Hände um ihren Nacken und fragt:

„Hast du keine Eltern mehr?"

Vronele nickt traurig. Da nimmt der Förster voll Freude das Kind auf seine Arme und trägt es heim. Auf dem Wege erfährt er seine kurze bittere Lebensgeschichte.

Dabei hat das Vronele sein Gesichtlein ganz nahe an das Antlitz des Försters geschmiegt. Der duftend warme Hauch aus der Brust des Kindes umweht sein Gesicht. Die rosigen Lippen des Vronele berühren fast die seinen.

Dem Förster ist es so wohl zu Mute wie noch nie in seinem Leben. Das Kindlein ist sein.

Die Weihnachtssterne funkeln so hell, und von fern her tönen die Weihnachtsglocken. Da schaut der Förster gerührt zu den Sternen empor. Er drückt das Kind fest an seine Brust.

Glückselig ist er mit dem Kindlein heimgekommen.

Das Vronele hatte einen treuen Vater gefunden und der Förster durch des Kindes Tränen den lieben Gott im Himmel.

Gottesgnade und Menschenwuerde

Erkenntest, Mensch, du, wie ich um dich sorge,
Du wärest nicht so elend und so arm;
Nun schweifst und schwankst und irrst du in der Fremde;
Fernab von mir, wie willst du Heimat finden?
O brennte das dir im Gemüt!

Die Liebe schuf in meiner Allmacht Tiefen
Mein Ebenbild: dich Erdensohn, aus Nichts;
Die Stirn geweiht mit des Dreieinen Siegel,
Ragst frei du, Engeln gleich, ob meinen Werken;
So adelig bist du, o Mensch!

Ein Wonnereich hat Liebe dir gegründet;
Des Widergottes Lüge galt dir mehr.
Da Höllentrug dein Himmelskleid zerrissen,
Mittrauernd hab bedeckt dir ich die Blöße;
So war, o Mensch, dein Gott für dich.

Und mußte ich aus Eden dich verweisen,
Erbarmen blieb auf rauhem Weg dir nah;
In Nacht rann Sternentrost aus Gnadentiefen:
Die Zeitenfülle wird den Heiland sprießen;
Nun denn, o Mensch, so liebe mich!

In Höllennacht den Menschenfeind zu zwingen,
Hab' Mensch wie du ich wollen sein für dich,
Ohn' alle Schuld die Schulden aller tragen,
Ob Herr der Welt, mich Menschensatzung beugen;
Warum? O Mensch, weißt du, warum?

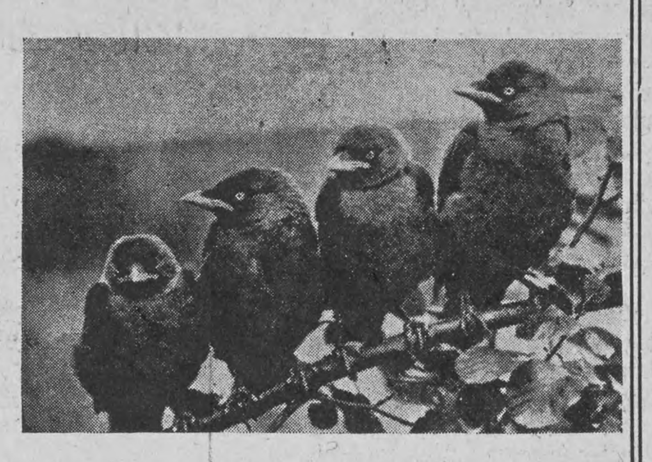
Was tat dir not, von Wirrsal umgetrieben,
Das, Mensch mit Menschen, ich dir nicht getan?
Dich lieben, lehren, leiten war mein Leben,
Geheimnisvoll ist worden dir mein Leib;
Was, Mensch, willst du von Gott noch mehr?

Wie Töpfers Mißwerk wurde ich verworfen,
Verspottet und zerschlagen und bespien,
Mit aller Menschen Mißwuchs ausgestoßen,
Vor aller Augen eingetaucht in Schande;
Für dich, o Mensch, all das, für dich!

Aus Dornen ward die Krone mir geflochten,
Zum Königsthron erhöhet mir das Kreuz;
Mit Händen und mit Füßen ihm verwachsen,
War letzter Menschentrost mir Trank aus Galle;
So, Mensch, hat dich dein Gott geliebt.

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

(Fortsetzung.)

Acacio schaute sich um. Der Wohnung des Administrators gegenüber stand ein Gasthaus. Acacios Blicke ruhten auf dem Schilde, das allerhand Kühle und Abwechslung versprach.

„Ich werde den Gaul drüben in den Schatten stellen", sagte er nach einer Weile. „Ich werde schon aufpassen. Sobald ich Sie beim Wagen sehe, werde ich auch da sein."

Herr Markus verstand.

„Nur vorsichtig, nur vorsichtig, Acacio", warnte er. „Vier Glas sind zwei oder gar drei über den Durst." Dann wandte er sich um, schlug ein großes Kreuzzeichen, und ging in d'Oliveiras Haus hinein.

Dort wurden ihm große Ueberraschungen zuteil. Erstens saß dort Herr Manuel, sein jüngerer Priesterbruder, der ihn mit unruhigen Augen anschaute, und zweitens kam ihm der Administrator mit einem sehr sehr freundlichen Lächeln entgegen.

„Das ist mir denn doch ein liebes Ereignis, Herr Pfarrer. Ihr Besuch ist mir wirklich eine Freude. Setzen Sie sich, machen Sie es sich nur recht bequem. Ich selbst wollte Sie schon lange einmal besuchen. Aber die Arbeit, Sie verstehen wohl, Herr Pfarrer, wie das so in einem Amte wie das meinige ist."

Herr Markus schaute verplüfft auf d'Oliveira Santos. So eine Begrüßung hatte er nicht erwartet. Sollte die heilige Maria so schnell sein Rosenkranzgebet erhört haben? Oder steckt dem Administrator da etwas Falsches im Kopf? Es war geraten, vorsichtig zu sein. Herr Markus lebte schon ziemlich lange in dieser Welt. Er kannte ihre krummen Pfade.

Er schritt auf den Priester Manuel zu und griff nach seiner Hand:

„Sie waren aber lange nicht mehr bei mir gewesen. Habe im Sinn, jetzt Sie einmal besuchen zu kommen. Nächste Woche, gleich nach dem Sonntag, werde ich bei Ihnen sein und werde mich ein paar Tage bei Ihnen ausruhen", sprach er mit freundlichem Ton.

Herr Manuel schaute unsicher auf seinen älteren Mitbruder. Ehe er aber etwas sagen konnte, sprach d'Oliveira Santos:

Sie wollen nach dem Zwölften fortfahren? Bleiben Sie für den Dreizehnten nicht in Fatima? Ich meine wegen des Menschenauflaufes, Sie verstehen doch?"

Herr Markus antwortete vorsichtig:

„Ich habe von der bischöflichen Kanzelei den Befehl bekommen, mich aus diesen Sachen vollständig rauszuhalten. Das tue ich auch. Weil ich etwas Ruhe brauche, werde ich gleich nach dem zwölften August den Herrn Manuel besuchen fahren."

D'Oliveiras Gesicht wurde sehr ernst:

„Sie sollten eigentlich in Fatima bleiben, Herr Pfarrer. Das sind religiöse Dinge, die da geschehen. Der Geistliche sollte bei seinen Schäflein bleiben."

Herr Markus wurde jetzt ganz verdächtig. „Du alter Fuchs", dachte er sich. Trotz aller Frömmigkeit war Pfarrer Markus nämlich auch etwas gerieben. Man mußte schon sehr schlau sein, um ihn belügen zu können.

„Ich habe halt meinen Befehl, und an den halte ich mich", sprach er diplomatisch. Herr d'Oliveira sagte darauf:

„Wir sprachen gerade mit Herrn Manuel über die Fatimaangelegenheiten. Es hat wohl nicht viel Zweck, daß wir von der Regierung aus das Volk in seinem Aberglauben stören. Sollen die Leute nur machen was sie wollen. Sie werden schon ganz von selbst wieder zur Vernunft kommen. Darum habe ich auch den Haftbefehl zurücknehmen lassen, der gegen den Landstreicher Jose ausgestellt wurde. Herr Manuel hat mich darum gebeten, und ich habe es bewilligt. Jose kann jetzt machen was er will. So lange er nicht wieder stiehlt oder etwas Schlimmeres anstellt."

Herr Markus stand auf und ging auf Herrn Manuel zu. Er legte ihm die Hand auf die Schulter, schaute ihm gütig in die Augen und sprach:

„Das war schön von Ihnen, Herr Manuel. Gott soll es Ihnen lohnen. Also, bin ich bei Ihnen eingeladen?"

Herr Manuel zupfte sich so etwas wie verlegen die Nase. Pfarrer Markus merkte sofort, daß da etwas sein müsse, was den jungen Priester plagt. Herr Manuel antwortete jedoch inzwischen:

„Mein Haus steht Ihnen immer offen. Werde mich sehr freuen, Sie endlich einmal bei mir haben zu können, nachdem ich schon sooft bei Ihnen war."

Dann brachte Herr Markus sein Anliegen vor. Er sprach von Rosa und von ihrem Kinde. Auch, daß er für Rosas besten Mutterwillen bürge.

D'Oliveira Santos hörte mit größter und höflichster Aufmerksamkeit zu. Nachdem Pfarrer Markus seine Bitte vorgetragen hatte, erhob sich der Administrator und ging nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Ich denke, wir können es wagen", sprach er nach einer Weile. „Wenn Sie für Rosa bürgen, sehe ich keinen Grund, ihr das Kind weiterhin zu enthalten. Sagen Sie der Rosa, sie könne sich das Kind holen. Oder —", er blieb vor Pfarrer Markus stehen, „möchten Sie Ihr die Ueberraschung klipp und klar gleich heute ins Haus bringen? Ich kann Ihnen das Kind sofort heute mitgeben. Es ist hier in der Stadt."

Des Herrn Markus Augen wurden groß. Die Freude, der Rosa heute noch diese Ueberraschung bereiten zu können, ließ ihn für Augenblicke allen Verdacht vergessen. Er hatte das Kind. Nur dieses Kindes wegen war er ja hier. Alles andere werde sich schon regeln, wenn die Zeit dazu da ist. So ging es dem guten Priester durch den Sinn, und er dankte dem Administrator mit warmen Worten.

Ueber eine Stunde unterhielten sich die drei Herren noch. Die Erscheinungen von Fatima wurden dabei nicht mehr erwähnt. Herr Markus merkte, daß dieses dem Herrn Manuel sehr angenehm war, und er verstand gar wohl warum. Um ja keinen Schatten über diese Unterhaltung zu werfen, fragte Herr Markus mit keiner Andeutung nach Ludwig.

Der Administrator hatte seine Verordnungen ausgeschickt. Eine Frau kam und brachte das Kind. Jetzt hatte Herr Markus es aber eilig. Mit unbeholfenen Gebärden nahm er das in große Tücher gewickelte Söhnchen der Rosa und des Ludwigs in die Arme, verabschiedete sich mit vielen Dankesworten vom Administrator, sprach noch ein paar sehr freundliche Sätze zum Herrn Manuel, dann ging er zur Tür hinaus.

Auf der anderen Seite der Straße, unter schattigen Bäumen, stand das Fuhrwerk. Herr Manuel kreuzte die Straße sehr vorsichtig. Er trat mit seinen großen, schweren Schuhen ungemein sachte auf das Straßenpflaster und achtete mit allen Sinnen darauf, das Kind ja nicht zu kräftig zu halten, es um Gottes Willen nicht fallen zu lassen, und es auch in seinem Schlafe ja nicht durch unnötige Bewegungen zu stören. Beide Arme vor sich gestreckt, in den Ellbogen steif gen Himmel gebogen und die Hände wieder zurück auf seine Schultern gerichtet, trug er das Bündelchen mit dem Knäblein dahin, auf das alle seine Geisteskräfte gesammelt waren. Hier hatte er einmal etwas zu schaffen, das ihm nicht geläufig war. Jeder Schritt und jede Muskelbewegung suchte er genau zu überlegen. Und er tat es, bis er endlich auf der anderen Seite der Straße stand.

Dort schaute ihm Acacio, mit der Peitsche in der Hand in der Wirtshaustür stehend, verwundert entgegen.

„Du lieber Himmel", rief er, die Pfeife aus dem Munde ziehend, „was haben Sie denn da, Herr Pfarrer?"

Herr Markus antwortete nervös und ungeduldig:

„Komm, komm schnell und hilf mir auf den Wagen. Wir haben jetzt keine Zeit zu schwätzen."

Acacio trat neben den Pfarrer:

„Geben Sie her, was sie da haben, und steigen Sie auf."

Er nahm dem Herrn Markus das Kind ab, schob es unter seinen linken Arm, und faßte mit der rechten Hand des Pfarrers Ellbogen:

„Steigen Sie nur auf, ich helfe Ihnen", sagte er einladend.

Pfarrer Markus stand jedoch ganz verblüfft da. Dann rief er plötzlich mit erregter Stimme:

„Acacio, paß auf, da ist ein Kind drinnen, das ist der Rosa Kind, gib es her."

Er griff mit beiden Händen nach dem Bündelchen. Acacio suchte ihn jedoch zu beruhigen:

„Ich weiß, wie man mit solchen Balgen umgeht. Hab' ja selbst welche zu Haus. Steigen Sie nur auf, Herr Pfarrer."

Pfarrer Markus wurde aber immer aufgeregter:

„So trägt man kein Kind, Acacio. Um Gottes willen, gib es her, bevor ein Unglück geschieht."

Zwei ältere Frauen kamen dem Pfarrer zur Hilfe. Sie mußten die Sache von irgendwo beobachtet haben. Jedenfalls waren sie plötzlich da, nahmen dem Acacio, ohne nur ein Wort zu verlieren, das Kind unter dem Arme fort, und wandten sich an den Priester.

„Ich halte das Kind, Herr Pfarrer", sprach die eine, „steigen Sie nur auf — und Ihr auch", wandte Sie sich mit drohender Miene an den Fuhrmann.

Herr Markus stieg auf den Wagen. Acacio und die andere Frau mußten ihm dabei helfen, so aufgeregt war er. Eine der Frauen stieg ihm nach, bettete das Kind in seine Arme, gab ihm noch kurze Ratschläge, und verabschiedete sich.

„Jetzt nur vorsichtig gefahren, Acacio, nur vorsichtig gefahren. Und langsam. Wir haben ein Kind hier, da darf nichts passieren", warnte Herr Markus seinen Begleiter, als der nach den Zügeln griff und das Pferd in Schritt brachte.

Acacio fuhr los. Langsam ging die alte Stute dahin, und Herr Markus hatte soviel Sorgen, als die Stute von Ourem bis nach Fatima Schritte machte. Das war kein kurzer Weg. Des Pfarrers Arme schmerzten, und auch sein Rücken stach. Er saß nämlich ganz steif auf dem Wagenbock, voller Angst, er könne das Kind wecken oder zerquetschen oder gar fallen lassen.

Das Knäblein schlief inzwischen ruhig und still. Daß es zur Mutter ging, wußte es noch nicht. Das war ihm vorläufig ganz gleichgültig. So lange es nur warm und trocken lag und keinen Hunger hatte.

Herr Markus und Acacio waren nun endlich in Fatima. Sie bogen vom Kirchenweg ab in eine Seitenstraße. Dort wohnte Rosa mit ihren Eltern. Herr Markus wünschte aus ganzem Herzen, daß Rosa zu Hause sei. Ja, er betete sogar verschiedenermale aus ganzem Her-

zen den Stoßseufzer: Heilige Maria, wenn sie im Irenental ist, schicke sie gleich heim!

Er wollte sich nämlich an ihrer Ueberraschung erfreuen.

Vor Rosas Elternhaus hielt Acacio das Pferd an. Gerade dachte Herr Markus darüber nach, wie er wohl jetzt vom Wagen herunter kommen könne, als die Tür aufgerissen wurde und Rosa herausstürzte. Ehe Herr Markus sich versah, war sie oben bei ihm, hatte ihm das Kind entnommen, und war verschwunden. Er schüttelte lächelnd den Kopf: Die muß uns vom Fenster aus gesehen haben.

Dann machte er sich ans Absteigen. Bei seiner ersten Bewegung fuhr er aber mit beiden Händen und mit verzogenem Gesicht nach seinem Rücken. Ganz steif waren ihm die Knochen von der langen Fahrt und vom ungewohnten Kindhaltsitzen geworden. Der Rücken schmerzte, und die Arme fast noch mehr.

Acacio und Rosas Vater, der jetzt auch neben dem Fuhrwerk stand, halfen ihm vom Wagen. Herr Markus mußte noch eine Weile stehen bleiben, um seine Gelenke und Muskeln langsam wieder ins Normale zu bringen, dann schritt er neben Rosas Vater dem Hause zu. Er schaute dem alten Bauern lächelnd ins Gesicht und freute sich wie ein wilder Bub, der gerade einen ganz neuen und ganz listigen Streich erfunden, vollführt, und als sehr gut gelungen belobt hat.

In der Küche kam Rosas Mutter dem Geistlichen entgegen. Sie küßte weinend des Priesters Hände.

„Wo ist denn die Rosa mit dem Kind?", fragte Herr Markus mit breit-glücklichem Lächeln.

„In der Schlafkammer ist sie, die Tür dort, hier, Herr Pfarrer", rief Rosas Mutter, die Tür zur Schlafkammer weit öffnend.

Herr Markus trat hinein. Dort lag Rosa auf ihren Knien vor der großen Bettstatt. Sie küßte das kleine Gesichtlein des Knaben, der, auf dem Bette liegend, kräftig schrie.

„Jetzt kannst Du's behalten Rosa. Ich habe die Papiere", sprach Herr Markus, nachdem er sich ein paar Augenblicke lang still am Glücke des jungen Mädchens geweidet hatte.

Rosa schaute auf. Lange schaute sie mit dankesheißen Blicken auf den Priester. Dann war sie plötzlich neben ihm, umgriff mit beiden Armen des ahnungslosen alten Priesters Nacken und küßte ihn auf die Wange, einmal, und ein zweites Mal, das noch heißer und noch länger war.

„Jesus, Maria", schrie Rosas Mutter auf. „Das Mädel, halt sie fest Vater, das Mädel, sie wird verrückt!"

Da war Rosa aber auch schon vor ihr:

„Ich bin nicht verrückt, Mutter, ich hab' nur so eine Freude." Und sie riß die Mutter an sich und küßte sie noch stärker, als sie es gerade mit dem Herrn Markus getan, der wie im Glück des siebenten Himmels dastand und ohne alle Verlegenheit lächelte und schneuzte.

Herr Markus und Acacio mußten zum Nachtessen bleiben. Beiden ging es gut. Dem Herrn Pfarrer an der Freude, die ihm einfach nicht zuende gehen wollte, Acacio am Wein, den ihm Rosas Vater in reichlichem Maße vorgestellt hatte.

Herr Markus gab genauen Bericht über seine Reise. Dann sagte er zu Rosas Vater:

„Ihr müßt jemanden ins Irenental schicken und dem Jose sagen lassen, er könne jetzt ganz ruhig in die Ortschaft kommen. Die Polizei hat den Haftbefehl zurückgenommen."

„Den müßt Ihr zu uns nehmen, Vater, bringt ihn hierher, er kann bei uns schlafen", rief Rosa erregt, nachdem Herrn Markus auch diese Angelegenheit genügend erklärt hatte.

„Zu euch ins Haus?", meinte Herr Markus kopfschüttelnd, als er Rosas übereifrige Worte hörte. „Da laß nur die Finger fort. Der Kerl hat Läuse, und er trinkt auch immer noch. Laß ihn nur dort hingehen, wo es ihm am besten gefällt. Da fühlt er sich am glücklichsten."

Herr Markus ging bald darauf nach Haus. Er hatte noch einen schönen Teil seines Breviers zu beten. Das wollte er heute mit ganz besonders dankbarem Gemüte tun.

Lange nach dem Abendläuten kam Jose. Er kam geradeaus ins Pfarrhaus hinein, was er sonst niemals tat.

„Ist das wahr, Herr Pfarrer, was die Leute mir da sagen?"

„Das hängt davon ab, was dir die Leute gesagt haben", meinte Herr Markus gemütlich lächelnd. „Jedenfalls werde ich dir jetzt auch noch etwas erzählen: Du bist jetzt wieder frei. Kannst gehen, wohin du willst. Kein Polizist wird dich verhaften."

Jose strahlte.

„Mache mir jetzt aber keine Schande", warnte Herr Markus noch. „Das Stehlen darf nicht mehr vorkommen. Auch das Trinken und Fluchen nicht. Jetzt hast du allerbeste Gelegenheit, ein anständiger Mensch zu werden. Ich werde dir bei einem Bauern Arbeit verschaffen. Komm morgen wieder."

Jose's Gesicht war nicht sehr begeistert. Diese letzten Sätze schienen ihn nicht glücklich zu machen.

„Danke auch schön", sagte er mit unsicherer Stimme, fügte noch ein „Gute Nacht" hinzu, und verschwand.

Es war Freitag. Man schrieb den 10. August 1917. Pfarrer Markus stand mit seinem geschlossenen Brevier in der Hand im Garten des Pfarrhauses. Er hatte Gewissensbisse. Am Montag war der Dreizehnte, der Tag, an dem sich die Erscheinung wieder zeigen wollte. Sehr viel Volk wird da sein, das sah er kommen. Und er wollte an diesem Tage verreisen, wollte den Herrn Manuel besuchen fahren.

War das richtig getan? Selbst der Freidenker d'Oliveira Santos meinte, der Priester solle in derartigen Fällen als guter Hirt bei seiner Herde bleiben. Wäre es nicht besser, wenn er seine Reise um einen Tag verschöbe? Und am Dreizehnten bliebe, wo sein Priestertum ihn hingestellt?

Herr Markus konnte sich nicht entschließen. Unruhig begann er auf und ab zu gehen.

Da kam Jose in den Garten gerannt:

„Herr Pfarrer", rief er atemlos, „der d'Oliveira will die Kinder in Ourem haben. Er will sie einsperren. Kommen Sie schnell, wir müssen helfen. Die Kinder

müssen verschwinden."

Pfarrer Markus blieb stehen:

„Was sagst du?", fragte er ungläubig.

„Die Kinder, der Franz, die Jacinta und die Luzia sollen morgen früh mit ihren Eltern in Ourem sein. Der d'Oliveira hat sie vorgeladen".

„Wer sagt das?", fragte Herr Markus mit zusammengezogener Miene.

„Kommen Sie, fragen Sie die Santos und die Martos, die werden Ihnen alles erzählen. Aber kommen Sie schnell, wir müssen die Kinder verschwinden lassen, ehe sie eingesperrt werden."

Herr Markus eilte ins Haus, holte Hut und Stock, und ging. Jose war ihm aufgeregt redend und händefuchtelnd zur Seite. Ihr erster Besuch galt dem Hause des Manuel Pedro Marto, des Vaters Franzens und Jacintas.

Herr Markus trat ins Haus und sah sofort, daß da große Erregung herrschte. Mutter Marto saß am Fenster und weinte, Vater Santos ging mit grimmem Gesichte auf und ab.

Als er den Pfarrer eintreten sah, blieb er stehen:

„Wir sollen morgen früh in Ourem sein, meine Frau, die Kinder und ich. Der d'Oliveira hat uns vorgeladen, gerichtlich vorgeladen. Mein Kinder gehen aber nicht."

„Langsam, langsam", meinte Herr Markus mit bebender Stimme, „was ist denn eigentlich los? Erzählt doch alles einmal der Reihe nach."

Manuel Padro nahm einen Bogen Papier vom Tisch und überreichte ihn dem Pfarrer.

„Ich kann nicht lesen", sprach er, „der Polizist, der mir das gebracht hat, hat mir aber alles vorgelesen. Wir sollen morgen in Ourem sein. Wozu? Warum? Sind meine Kinder Verbrecher? Oder sind meine Frau und ich Rabeneltern, die ihre Kinder schlecht erziehen?"

Herr Markus las die Vorladung. Die war ganz klar: Franz und Jacinta haben morgen früh mit ihren Eltern, und Luzia mit ihrem Vater und ihrer Mutter in Ourem, in der Amtsstube des d'Oliveiras, zu sein.

„Dieser Fuchs", ging es dem Pfarrer wieder durch den Sinn. Was der nur mit den Kindern will?

„Was meinen Sie dazu?", fragte Manuel Pedro ungeduldig den Priester.

„Du wirst schon gehen müssen", antwortete der Pfarrer. „Ich gehe aber auch. Habt nur keine Angst, es wird euch und euren Kindern schon nichts geschehen."

„Ich gehe", antwortete Manuel Pedro, „meine Frau und meine Kinder bleiben aber zu Hause. Die kommen nicht mit. Die in Ourem müssen mir erst einmal beweisen, daß meine Kinder etwas Schlechtes getan haben, anders gehen sie nicht vors Gericht. Weiß Gott, und wenn man mich fürs ganze Leben einsperren sollte, das lasse ich nicht zu."

Herr Markus suchte den aufgeregten Mann zu beruhigen:

„Geh lieber, Manuel, und nimm die Kinder mit. Es kann ihnen nichts geschehen, das weiß ich ganz genau. Ich komme auch. Wir holen uns einen Rechtsanwalt, falls man den Kindern auch nur ein böses Wort sagen sollte. Nur keine Angst, Manuel, nur keine Angst."

Manuel Pedro stellte sich vor den Priester:

„Ich bin der Vater, Herr Manuel. Die Kinder gehen nicht, und es bleibt dabei."

Herr Markus klopfte lächelnd des Manuels Schulter:

„Du bist ein Mann, Manuel. Mache es so, wie du es für gut hälst. Du wirst deine Sache schon vertreten. Ich denke, ich brauche keine Angst um dich zu haben."

Dann ging er zum Fenster hinüber und sprach ein paar freundliche Worte zur Frau Marto.

„Komm, Jose", sagte er darauf, „jetzt gehen wir zur Luzia."

„Dieser Hund. Den sollen doch alle Geier zerreißen und alle Raben fressen", fluchte Jose unterwegs, und er fügte noch viele andere, bösere Worte seinem Redeschwalle hinzu. Herr Markus hörte nichts davon. Tief in Gedanken und Sorgen versunken schritt er dem Hause der Eltern Luzias zu.

Dort sah es anders aus als bei den Martos. Die kleine Küche war ziemlich gefüllt von Leuten, die den eintretenden Pfarrer mit erwartenden Augen grüßten.

„Habt Ihr auch eine Vorladung bekommen?", fragte Herr Markus den Vater Luzias.

„Ja", antwortete Luzias Mutter ruhig, „da ist sie". Frau Santos wies zum Tisch hinüber, wo das Papier lag. Herr Markus nahm es und las es.

„Geht ihr hin?", fragte er dann.

„Die Frau lasse ich zu Hause. Ich und Luzia gehen hin", antwortete Luzias Vater. Seine Stimme war viel erregter als die der Mutter.

„Der Pedro will seine Kinder nicht mitnehmen", sprach Herr Markus.

„Luzia geht", antwortete Frau Santos. „Hat sie gelogen, dann muß sie halt ihre Strafe hinnehmen. Ist ihr die Gottesmutter wirklich erschienen, dann wird die heilige Maria mein Kind auch beschützen."

„Mutter, mir gefällt die Sache nicht", sprach Luzias Vater nervös, „ich lasse die Luzia auch lieber daheim."

„Luzia geht mit", bestimmte Frau Santos kurz.

„Du bist eine kluge Frau, Maria Rosa", meinte Herr Markus, „laß die Luzia nur ruhig mitgehen, du hast schon recht. Wenn die heilige Maria ihr wirklich erschienen ist, dann wird sie auch helfen."

„Was will der d'Oliveira mit den Kindern?", mischte sich da einer der anwesenden Nachbarn ins Gespräch. „Warum sollen die Kinder gehen? Im Juli waren wir ein paar Tausend im Irenental. Am Montag werden noch viel mehr Leute da sein. Der d'Oliveira soll aufpassen, der soll die Kinder ja nicht anrühren, sonst geschieht etwas."

Diese letzten Worte verstand Herr Markus nicht mehr, denn alle Männer und Frauen um ihn herum begannen plötzlich zu reden und zu drohen, laut und durcheinander.

Des Herrn Markus Züge begannen sich zu klären. Die Leute waren ganz auf Seiten der Kinder. Hier waren ja wohl nicht mehr als fünfzehn Menschen zugegen. Es war aber ganz richtig gesagt, am 13. Juli waren fünf tausend Menschen im Irenental, am Montag werden wohl noch mehr da sein. Mit denen kann d'Oliveira nicht spielen. Er wird es wohl auch nicht wagen. Das Volk

kann in solchen Dingen sehr böse werden.

Es wurde ihm wirklich leichter ums Herz.

„Also wir treffen uns morgen in Ourem. Ich werde da sein. Ich weiß ganz genau, daß den Kindern nichts geschehen wird. Betet nur heute euren Rosenkranz besonders fromm, damit morgen alles klappt", sprach Herr Markus noch, dann ging er.

Am nächsten Morgen saß er wieder neben Acacio auf dem Kutscherbock, und die Stute ging gemächlich gen Ourem. Herr Markus war mit Absicht schon sehr früh gefahren. Er wußte, daß Manuel Pedro und Antonio dos Santos mit schnelleren Pferden reisen werden. Er wollte mit ihnen zu gleicher Zeit in Ourem ankommen. Den ganzen Weg lang betete Herr Markus. Einen Rosenkranz nach dem anderen ließ er durch seine Finger gleiten.

Fast eine Stunde vor Ourem überholten ihn zwei Wagen. Das waren Pedro und Antonio mit der kleinen Luzia, die an ihm vorüberrasten. Jeder hatte noch zwei Männer mit sich.

Als Herr Markus in Ourem ankam, klopfte er sofort an die Tür der Amtsstube d'Oliveiras. Ein Polizist öffnete und fragte den Pfarrer, was er wünsche.

„Ich möchte den Administrator sprechen", sagte Herr Markus mit fester Stimme.

„Einen Augenblick,. Der Polizist verschwand.

Zwei Minuten später war er wieder da:

„Der Herr Administrator ist heute sehr beschäftigt. Er kann niemanden empfangen. Sie werden schon nächste Woche wiederkommen müssen."

„Nichts da nächste Woche", schimpfte Herr Markus, „ich will ihn sofort sprechen, sofort. Ich kam hier mit dem Manuel Pedro Marto und mit dem Antonio dos Santos her. Die sind vorgeladen, und ich gehöre da mithinein."

„Einen Augenblick", sprach der Polizist, und verschwand zum zweiten Male.

Herr Markus wartete mit grimmer Miene. Vier Fatimamänner sah er von draußen hereinkommen. Es waren die Begleiter des Manuel Pedro und des Antonio.

„Will man Sie nicht hineinlassen, Herr Pfarrer?" fragte einer.

„Ich werde schon hineinkommen", meinte Herr Markus, einen bösen Blick auf die in die Amtsstube führende Tür werfend.

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer", steckte da der Polizist seinen Kopf wieder zur Amtsstube hinaus. „Sie werden nächste Woche wiederkommen müssen. Sie sind heute nicht vorgeladen."

Damit schloß er die Tür, ohne dem Priester Gelegenheit zu geben, darauf zu antworten.

Herr Markus wurde still und sehr sehr ernst. Die vier Fatimamänner redeten auf ihn ein. Er aber sagte nur: „Ich werde im Pfarrhaus sein. Ruft mich, wenn es wieder heim geht."

Dann verließ er das Haus.

In der Amtsstube saßen inzwischen d'Oliveira Santo, drei andere Regierungsbeamte und Ludwig. Vor ihnen standen Manuel Pedro, Antonio und Luzia.

„Wer von euch ist der Manuel Pedro Marto?", fragte der Administrator.

„Ich", sprach Manuel Pedro kurz.

„Sind der Franz und die Jacinta Marto eure Kinder?"

„Ja".

„Wo sind sie?"

„Zu Hause. In Fatima."

„Und wo ist eure Frau?"

„Zu Hause."

D'Oliveira erhob sich mit finsterer Miene:

„Könnt ihr nicht lesen? Meint ihr, ihr könnt mit den Behörden spielen? Marsch nach Haus. Wenn die Kinder hier nicht um ein Uhr Nachmittag sind, sperre ich euch ein!", schrie er Pedro Manuel an.

Der aber blieb stehen wo er stand:

„Die Kinder werden nicht hier sein. Heute nicht und morgen auch nicht. Ich bin der Vater. Die Kinder sind unmündig. Ich will wissen, warum sie vorgeladen sind, und dann gehe auch ich mir mein Recht im Gericht holen", sprach er. Aus seiner Stimme sprach drohende Entschlossenheit. D'Oliveira schaute ihn feindlich an. Dann wandte er sich an Antonio:

„Ist das eure Tochter?"

„Ja".

„Wie heißt sie?"

„Luzia Santos."

„Ist das der Racker, der die Maria gesehen haben will?"

„Das Mädchen ist mein Kind. Ob sie die heilige Maria gesehen hat, müßt ihr schon selbst fragen."

„Und wo ist eure Frau?"

„Zu Hause."

Aus den zusammengekniffenen Zähnen des d'Oliveira kam es böse:

„Wir werden noch abrechnen. Ich werde euch zeigen, was ein Amtsbefehl heißt."

Dann wandte sich der Administrator an Luzia:

„Du hast im Irenental eine Frau gesehen?"

Luzia antwortete leise: „Ja."

„Jetzt erzähle einmal alles, was du gesehen hast."

Luzia erzählte vom dreizehnten Mai, vom dreizehnten Juni und vom dreizehnten Juli. Erst sprach sie mit stockender Stimme, dann wurde sie ihrer selbst sicherer. Weder der Administrator noch einer der anderen Beamten unterbrach sie, und das gab ihr etwas Mut.

Dann begannen aber alle das Mädchen auszufragen. Sie wollten vor allen Dingen wissen, was das Geheimnis sei, das die Erscheinung den Kindern anvertraut hatte. Luzia gab nur eine einzige Antwort auf diese Fragen: „Wir dürfen es nicht sagen". D'Oliveira drohte mit Gefängnis und mit Schlägen, Luzia blieb bei ihrem Worte.

Nach über zwei Stunden des Ausfragens und des Quälens sagte d'Oliveira endlich:

„Du bist ein ganz verstocktes Kind. Und deine Eltern sind nicht viel besser. Du sagst, du habest die heilige Maria gesehen? Das glauben ja nicht einmal die Priester. Da schau auf diesen Herrn"—d'Oliveira wies auf Ludwig—„der ist vom Priester Manuel Sascao hier hergeschickt worden. Ihr kennt doch den Herrn Manuel Sascao", wandte d'Oliveira sich an die zwei Fatimavä-

ter". „Herr Manuel ist ein weiser und frommer Priester. Solchen Unfug, wie eure Kinder ihn da in Fatima anstellen, kann er nicht leiden. Er protestiert dagegen und hat mich gebeten, endlich einmal Ordnung in die verrückten Erscheinungsgeschichten zu bringen. Auch euer Pfarrer ist hier bei mir gewesen und hat mir gesagt, es sei meine Pflicht als Administrator, in Fatima wieder Ruhe herzustellen. Und das werde ich tun. Höre ich noch von einer Erscheinung, dann gehen die Kinder in eine Erziehungsanstalt, und ihr, die Eltern, ins Gefängnis. Jetzt marsch raus. Und wenn ich euch wieder einmal rufe, dann werden alle kommen, die ich hier haben will. Raus mit euch!"

Luzia und die Männer gingen. Vor der Tür warteten ihre Nachbarn, die mit ihnen nach Ourem gekommen waren. Fragend schauten sie auf Manuel Pedro und auf Antonio.

„Kommt ins Wirtshaus. Wir müssen essen", meinte Manuel Pedro kurz, und ging.

Im Wirtshaus sagte er:

„Antonio, glaubst du, daß unser Pfarrer beim d'Oliveira war?"

„Daß er dort war, weiß ich. Er hat das Rosakind geholt. Daß er aber den Administrator um Hilfe gebeten hat, wie d'Oliveira sagt, das glaube ich nicht. Das ist gelogen."

„Und der Herr Manuel?", fragte Manuel Pedro.

„Von dem glaube ich es schon. Wir haben ja gehört, was er bei uns gepredigt, und was er auf den Straßen in Fatima gesprochen hat. Der Ludwig, der Halunke, wenn ich den zwischen meine Finger bekomme, der wird mir das büßen, und auch, was er damals mit der Mauer um das Eichbäumchen angestellt hat."

„Ist unser Pfarrer noch hier?", wollte dann Manuel Pedro wissen.

Sein Nachbar gab ihm Auskunft. Man besprach die Sache noch eine Weile lang, dann beschloß man, den Herrn Markus zu rufen. Einer der Bauern fuhr zum Pfarrhaus hinüber.

Als Herr Markus kam, mußten ihm Manuel Pedro und Antonio alles genau erzählen. Pfarrer Markus hatte sich neben Luzia gesetzt. Er drückte das Kind von Zeit zu Zeit an sich, während er lauschte. Nachdem er alles gehört hatte, meinte er:

„Also die Geschichte mit mir ist gelogen. Glaubt was ihr wollt. Sie ist aber gelogen. Ich brauche für meine Fatimaleute keine Polizei, besonders keine d'Oliveira-Polizei. Und was alles andere angeht, denke ich, braucht ihr keine Sorgen zu haben. Der Administrator wird nicht wagen, euren Kindern etwas anzutun."

„Davon bin ich überzeugt, Herr Pfarrer", sprach Manuel Pedro. Er war ganz Mann, als er so sprach. Herr Markus betrachtete ihn mit wohlgefälligen Augen.

„Was meinen Sie aber vom Herrn Manuel?", wollte Manuel Pedro wissen.

Herr Markus sah, daß er hier nicht mit zu leichten Entschuldigungen kommen könne. Manuel Pedro und Antonio waren keine Kinder. Sie waren Männer, die im Kampf um ihre Kinder ein ernst erklärendes Wort erwarteten.

„Für den Herrn Manuel wollen wir vorläufig beten. Erstens wissen wir noch garnicht, ob auch alles wahr ist, was euch da der Administrator erzählt hat, und zweitens wißt ihr ja, daß es auch Priester geben kann, die in ihrem Uebereifer zu weit gehen können."

„Solchen Priestern muß aber doch die Grenze gezeigt werden", meinte Manuel Pedro mit gefurchter Stirne.

„Laßt mich erst einmal die Sache untersuchen, bevor wir urteilen", warnte Herr Markus, als er sah, daß alle Männergesichter um ihn herum sehr ernst waren.

Man sprach noch lange hin und her. Die Reden waren erhitzt und sie kamen zum Höhepunkt, als Antonio den Herrn Markus fragte:

„Glauben Sie an die Erscheinungen?"

Nach dieser Frage fuhren die Männer erschrocken zurück. Herr Markus hieb nämlich mit der ganzen Breite seiner Hand auf den Tisch, daß die Glässer sprangen:

„Ich glaube!", rief er mit dröhnender Stimme.

Von jetzt an wurde das Gespräch ganz anders. Es schien wie ein helles, freudiges Leuchten über alle Gesichter zu gehen. Manuel Pedro drückte des Pfarrers Hand, und Antonio tat dasselbe. Luzia schaute verwundert auf ihren Vater.

Dann saßen die Männer und der Pfarrer über den Tisch gebeugt, so daß sich ihre Köpfe beinahe trafen, und sie sprachen wie Verschwörer, die in Treue bis zum Tode zusammenhängen. Der Pfarrer fühlte: Diese Männer sind mein. Und die Männer wußten: Das ist unser Pfarrer.

Man beschloß, vorläufig in Fatima nicht all zu viel von der ganzen Sache zu reden. Die Leute sollten in keine Erregung gebracht oder gegen den Administrator aufgehetzt werden. D'Oliveira dürfe keinen Grund finden, gegen Fatima einzuschreiten. Sollte er es doch tun, dann werde man schon noch nachher beraten, wie das zu regeln sei.

Als Herr Markus kurz nach seiner gewöhnlichen Abendbrotstunde wieder nach Fatima kam und nach seinem Pfarrhaus schaute, dem Acacio seine Stute zulenkte, sah er Jose. Der Landstreicher saß auf nackter Erde, den Rücken gegen einen der Steinpfosten gelehnt, die zu beiden Seiten der zur Pfarrveranda hinaufführenden Treppe standen.

Jose sah den Herrn Markus dahergefahren kommen. Er erhob sich, zog seinen zerrissenen Hut vom Kopf, verbeugte sich tief, und grüßte laut: „Gelobt sei Jesus Christus."

Jose war immer voller Höflichkeit und hielt immer feierlichsten Abstand, wenn er seinen Pfarrer traf. Kam er jedoch in Hitze und Aufregung, dann fiel er sofort in seine Landstreichersprache und in seine Landstreichergebärden.

Heute mußte in Fatima alles in Ordnung sein. Das sah Herr Markus an Joses Benehmen. Er beantwortete den Gruß des Vagabunden und stieg vom Wagen.

„Herr Pfarrer", sprach Jose ihn an, „darf ich morgen arbeiten?"

„Arbeiten?", fragte Herr Markus erstaunt.

(Fortsetzung folgt.)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★



THE OLD STORY

Vol. XVI January 1948 No. 4

CONTENTS



The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Father of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

Now it happened in those days that a decree was issued by the Emperor Augustus that a census should be taken of the whole empire. This was the first census taken when Quirinius was presiding over Syria. And all went to be registered, each to his own town. So Joseph also went up from Galilee, from the town of Nazareth, to Judea, to the town of David which is called Bethlehem—because he belonged to the house and lineage of David—to be registered with Mary who was espoused to him, and was pregnant. And it came to pass while they were there, that the full time for the delivery arrived, and she gave birth to her FIRST-BORN SON, and wrapped Him in swathing-clothes and laid Him in a manger, because there was no room for them in the inn.

In the same district there were shepherds out in the field, keeping the night-vigils over their flock. And an Angel of the Lord stood by them, and the glory of the Lord shone round about them,

> **Fear not! For behold, I bring you good tidings of a great joy which shall be to all the people; because to-day there is born for you in the town of David a Saviour, who is CHRIST the LORD. And this is the sign for you: you shall find a Babe wrapped in swathing clothes and lying in a manger !**

Then suddenly there was with the Angel a multitude of heavenly hosts, praising God, and saying:

> **"Glory to God in the heights of heaven**
> **And on earth peace to men of good will!"**

And when the Angels had withdrawn from them into heaven, the shepherds said to one another: "Let us go over to Bethlehem and see this event which has come to pass, which the Lord has made known to us."

They accordingly went with all speed, and found both, Mary and Joseph, and the Babe lying in the manger. Then, having seen Him, they made known the message spoken to them concerning this CHILD; and all who heard wondered at the things told them by the shepherds. But Mary kept all these things in memory, reflecting upon them in her heart. The shepherds, glorifying and praising God for all they had heard and seen, as it had been announced to them." (Luke, 2, 1 - 20).

> **"And now, what does the Lord require of thee, but that you fear the Lord thy God, and walk in His ways, and love Him, with all thy heart, and with all thy soul: and keep the commandments of the Lord, and His ceremonies, which I commanded thee this day,**



The Trail of the Christmas Tree

By Owenita Sanderlin

The grove was like an etching, Mary McBride thought, the pines so dark green they looked black, and their branches weighed down with snow.

''Oh, Francis,'' she whispered, ''it's so beautiful.''

Her husband looked down into her uplifted face, eyes shining brown and cheeks rosy with cold, and thought she was even more beautiful, but he wasn't much on saying things like that, so he just grinned in that nice way of his, and answered, ''Yes.'' But Mary knew, just as well as if he'd said, not that she was pretty — but that he thought so!

''You keep your eyes peeled for a nice little tree, hear?'' Francis reminded her, shifting the axe on his shoulder.

''But darling, are you sure it's all right? Maybe somebody owns the grove.''

''Sure it's all right,'' Francis said. ''You don't see any signs, do you?''

''No.'' She was not to worry about anything, Mary reminded herself. This was Christmas Eve, and today and tomorrow they'd promised each other to be gay. Not to think about how the mustering out money was all gone, on account of her illness, and Francis with no job yet. But then, Our Lady was going to fix that, when they asked her tonight at the midnight Mass. So —

''Look!'' Francis stopped, his eyes bluer with excitement than the December sky through the trees. ''That one!''

The tree stood all by itself in a small clearing, just as tall as Francis himself, which made it a head taller than Mary. She'd have to stand on her toptoes to put the star on —

''Oh yes,'' she whispered.

Funny, how they kept talking in hushed voices — they might have shouted, for there seemed no one for miles about, to hear them. But, somehow, it was like church.

Mary admired the way Francis chopped down that tree, he was

that it may be well with thee." (5th Book of Moses, 10, 12-13)

"O most mighty, and great and powerful, the Lord of hosts is Thy name; great in counsel, and incomprehensible in thought." (Jeremias, 32,18)

"O, the depth of the riches and wisdom and knowledge of God! How inscrutable His judgments and unsearchable His ways! For: Who has known the mind of the Lord, or who has been His counsellor? Or, who has first given to Him that He may be recompensed? For from Him and through Him and unto Him are all things — to Him be glory throughout the Ages. Amen." (Romans, 11, 33-36)

This is the great "mystery of Christ in us and of our perfection in Christ" (Col.). To Him be glory throughout the Ages. Amen.

so broad-shouldered and strong. But she lost her breath as it fell. It was a pity.

"There!" Francis said triumphantly. "We'll have the finest tree in the city."

"But only God can make a tree —" Joyce Kilmer's song came into Mary's head, and tears into her eyes. Francis' face softened, as if he understood, and he reached for her hands.

"Oh, Mary — darling, you don't know how I've dreamed of this Christmas!" he said gently.

"I know."

She smiled, seeing their plain little room lighted up with the glory of the season, and the two of them, watching it together. What was she going to give him for Christmas? A necktie didn't seem half good enough, but she had only a dollar, and besides that's what he'd said he wanted. A bright one. She'd look for the brightest one on Fourteenth Street!

Francis let her hands go, and picked up the tree. Mary carried the axe. And as they returned along the snowy trail, they began to sing, softly at first and then louder until their voices rang through the woods, "Joy to the world, the Lord is come!"

Mary saw the old man first, just at the edge of the wood, on the other side of a fence. She tugged on Francis' sleeve, and stopped singing.

"How do, sir? Merry Christmas!" Francis shouted cheerfully, and Mary added shyly, "Merry Christmas."

The man looked up, startled. He wore a red-visored cap, with ear pieces, a red-knitted muffler, and an old brown sweater over his bent shoulders. There was very little of him that you could see, he was so bundled up, but what there was was very old, and cross. Perhaps that was because he wasn't making very much progress with the big tree he was cutting.

"Glad to give you a hand, sir," Francis offered politely, "if it's all right for me to come inside the fence."

"What? Eh?"

"Do you know the owner of the



property? Is it all right for me to come in?" Francis repeated louder, in case the old man was deaf.

"Eh? Yes — come in. Come in. I can't make a dent in the thing," he said crossly.

Francis took a running leap and vaulted the barbed wire, leaving Mary shivering on the outside. Her husband could do the most terrifying things, since he came back from overseas!

My Offering at the Crib

EMILY MOYLAN

I think about sweet strains of angel music,
The faithful shepherds watching through the night,
And You, sweet Babe, had come to dwell amongst us,
And cheer a darkened world with Christmas Light.

You would have been so very, very lonely,
For everything was strange and cold and new,
Did Mary's arms not lovingly enfold You
And dear Saint Joseph watch beside You, too.

And now because it is another Christmas,
Beside Your Crib three little flowers I lay.
I know the kind and gentle Mother Mary
Will help me tell what each to You would say.

This blossom fair says I believe, dear Jesus,
That You are God and yet a Baby, too.
Oh, keep my FAITH for ever brightly burning
So I may never wander far from You.

And since I know, O Blessed Infant Saviour,
You grew in grace and wisdom day by day,
This stainless flower will speak my HOPE unfading
That I may always find in You the Way.

The crimson rose in all its fragrant beauty
Will tell my LOVE for You is deep and true.
But my poor heart is all too small for loving
And so Your Love Divine I offer You.

''Hand me my axe, Mary — it's sharper,'' he explained kindly to the old man. ''That was probably your trouble — dull axe.''

''Humph!'' said the old man. And that was all he said while Francis felled the big tree.

''Have you far to carry it, sir?'' Francis asked, glancing doubtfully to where it lay on its side in the snow. It was almost twice as big as the old man, and he seemed to have provided no conveyance for it. Mary wondered, too, how he'd ever move it.

''I'll get along,'' the man said. And then, grudingly, ''Thank you.'' He looked over at the McBride tree, on the trail beside Mary. ''Nice little one you got there!''

Francis' face turned red, as it always did when he was embarrassed. He hesitated only a moment. ''Trade you if you like, sir,'' he said, and only Mary could have detected the note of disappointment in his tone. Their little tree was so much prettier. And how could they ever trim—

''I want the big one!'' the old man growled. ''What d'ye think I picked it out for? That tree goes to six little boys whose father was killed overseas. They're going to have the biggest one in these parts!''

''Yes, sir!'' Francis agreed, returning the defiant glare with that straight-forward, clear blue gaze that Mary loved so well. ''I'd like to help you carry it to them, Mr. —'' His serious face lighted up suddenly with his nice grin — ''Mr. Santa Claus.''

''Mr. Pierce,'' the old man corrected grimly. Come on, then.''

Mary followed along the fence, dragging her tree, until she came to a gate. She couldn't see a house anywhere, and in this snow there was no path. She wondered where they were going. Mr. Pierce didn't speak at all, and Francis only turned around once — to wink reassuringly at her.

The stores will be closed before I can buy his tie, Mary was thinking in dismay, when they came abruptly into a clearing among the trees, where a small log cabin stood. She couldn't help a sudden gulp of disappointment because — in spite of his worn clothes — she had been enjoying a day-dream wherein this queer old man turned out to be the wealthy owner of a large house and estate, badly in need of the services of just such a big, strong, dependable, intelligent man as Francis James McBride!

''It's Christmas Eve,'' she reminded herself severely. ''You just forget these old worries! You've got to give Francis the time of his life his first Christmas home!''

Mr. Pierce led them to the door, which burst open before a whole regiment of little tow-headed boys in overalls.

A gentle-faced lady with faded golden hair followed them, calling, ''Boys! Boys, come back in here. You'll catch your deaths!''

But the boys were hopping up and down around the Christmas tree.

''Wow, what a big one!'' the tallest one yelled.

''Into the house with ye,'' growled Mr. Pierce. ''You heard what your mother said, didn't ye?''

At his gruff command, they all raced in, tumbling over each other.

''Scared of me,'' the old man announced, with the first gleam of satisfaction Mary had yet glimpsed in his face. He must be their grandfather, she figured. She was glad they had a grandfather who, in spite of his gruff exterior, had a heart that insisted on their having the biggest tree in the forest. And she was glad Francis had come along to help him, so's he wouldn't kill himself getting it. Even if it did make them late to the stores.

Mary followed the men through the door into the warm little cabin. With the black kitchen range and the woods all around them for miles, it was sure that the children would not be cold this bitter weather — but she wondered if they had plenty to eat. And if —

Her eyes had glanced once, quickly, around the bare, poorly-

furnished room before her hostess, with one baby boy on her hip and another hanging to her apron, stepped toward her and asked her if she wouldn't like to sit down and have some hot tea.

"Thanks very much," Mary said shyly. "We'll have to be getting back to the city — and you must have a great deal to do, getting Christmas ready for six such fine little boys."

"Not as much as I'd like to have to do for them," their mother sighed, burying her lips in the baby's fine light hair — to hide their trembling, Mary guessed.

"Is there — anything — we could do?" Mary's eyes sought the little shrine over the fireplace for help — she had always found it hard to talk to strangers.

"You're very kind and sweet," the lady said simply. "But we have everything we really need." She nodded her head toward the old man, who with Francis was setting up the tree. The boys were "helping" — which meant it had to be set up again.

"He does everything he can for us," the lady said — her name was not Pierce, but Sanders, so the old man mus be her father, not her husband's who wasn't coming back.

"We'll just have to be going," Mary said, jumping up with a determination that was unusual for her. "We must get to Fourteenth Street before he stores close," she called to Francis.

"Yes," Francis said. "Yes, we will."

His face was thoughtful as he followed the foo prints they had made coming up, to find their way back to the road. They could still hear the little boys calling "Merry Christmas" from their doorway.

"Would you mind very much," Francis asked, his face reddening as he looked anxiously into Mary's, "if I didn't have any present for — for you this Christmas? Those little boys — the old man said their mother didn't have the money to buy them any toys!" The words came exploding out of him like corks out of a pop-gun. "You know how kids are — and their dad —"

"Let's run!" Mary cried. "We



can't let the stores close. I —" they were were running and her words bounced, "I have a dollar. How much have you got?"

"You're sure you don't mind, darling?"

"It'll be the best Christmas present I've ever had!"

They picked up their tree by the gate where they had left it and hurried down the snowy trail toward the lights of the city, just pricking out of the haze of twilight. And there was one bright star in the silver-blue sky.

It really wouldn't have been half as much fun, selecting a bright dollar tie for Francis, as it was nudging her way through the crowd around the toy counter at the dime store. She and Francis kept getting separated, and then bumping into each other unexpectedly, and it was like the day he came home, all over again.

And then — "Look what I found!" he would yell from the other side of the counter, brandishing a baseball bat for all the world as if he were Columbus, just discovering America! "Eighty-nine cents! Can we afford it?"

And Mary would nod, and buy two nickel's worth of marbles, because there ought to be small things, to go into the boys' stockings. They bought candy cones, and roasted peanuts, and a soft-

ball (for the bat), and a rubber duck for the baby, and some crayons and a book to color, and a jigsaw puzzle and some dominoes. What a lot you could get for only two dollars!

Mary had to drag Francis away when that was spent — and then she ran back to buy a gay holly-wreath pin.

"For the lady," she told Francis.

So he bought a big blue hanky for the old man.

By that time, to their astonishment, it was ten o'clock, the store closed, and they had to run all the way to their room or they'd never be dressed in time to hear the carols at St. Matthew's, before Mass.

The little tree rested against a wall in the corner, neglected — but not forgotten. "We'll dress you up just as soon as we get home," Mary promised, throwing a gay kiss that way as she whirled past.

St. Matthew's was so packed with worshippers that they could hardly slip in, but when they did, it seemed to Mary as if they were just as alone as they had been that afternoon in the lovely pine grove. The candles blurred before her eyes, and her heart was filled with music, incense, prayer — our Lord Himself.

Long after Mass was over, and they were at home trimming the little tree with bright striped paper balls and strings of popped corn, Mary suddenly clapped her hand to her mouth.

"Francis! I forgot to ask Our Lady about your job!"

"So did I," he confessed cheerfully. "We'll just do it now."

So they did. And they asked her, too, to look out for the six little Sanders boys, and their mother, and the old man.

"I'm not a bit sleepy," Mary said, when the tree was all trimmed and they were admiring it, sitting close together in the faded, broken-springed easy chair, holding hands.

"I'm not either."

"It must be almost time to start." She glanced excitedly at the gaily wrapped packages — the long thin one, and the little round ones. "Let's go now."

"In the dark?"

"We could take your flash-light. Come on."

"O.K., Mrs. Santa Claus."

And, although there was no sprig of mistletoe hanging over her shining dark-brown hair, he kissed her just the same.

It was almost dawn when they knocked cautiously on the cabin door.

"Tap-tap," very softly, so the children wouldn't hear, and then "Rap-rap," louder, so somebody would.

The golden-haired lady came to the door, sleepy-eyed, but she didn't seem to be very much surprised, after all.

"He said you'd be back!" she whispered. "Come in."

The boys' stockings hung in a limp row from the mantel-piece.

Oh, suppose they hadn't come? They worked quietly, filling them — only Francis made one loud thumping noise when he dropped the baseball bat. But there was no sound from the little bedroom at the back.

"There!" Mary said at last, surveying the bulging brown stockings with joy. "And a Merry Christmas to you!"

"Merry Christmas!" Francis echoed, and they were turning to go, in spite of Mrs. Sanders' protests, when there was a stamping on the porch — and the door burst open to — blessed St. Nicholas — to Santa Claus himself!

Barefooted boys in pajamas burst yelling out of the bedroom, as the old "saint" divested himself of the dozens of packages, big and small, which had completely camouflaged — gruff old Mr. Pierce.

"See ye came back," he said, nodding at Francis. "Thought ye would. And since ye did —"

Mary could scarcely hear what he was saying, over the bedlam of little boys, but she did get the general idea. Mr. Pierce — and he wasn't the boys' grandfather at all, he was the owner of this big estate — needed a dependable young man to help him take care of it. And if Francis would be so good as to help out, there was a small farm he could have, along with it, for himself and his rosy-cheeked little lady!

"Joy to the world, the Lord is come," sang a chorus of shrill, sweet voices around the Christmas tree. Mary nodded happily over their heads at Francis and joined in. The golden-haired lady pinned the gay holly pin on her dress, and straightened up, laughing, away from the chubby baby fingers that reached up for it. And she — and Francis — and the old man sang — "Joy to the world."

NEW YEAR PLEA

Lord, give me eyes that I may see
Before my fellow man the face of Thee;
Lord, give me ears that I may hear
Thy gentle guiding voice forever near.

Lord, give me faith that I may know
What Thou wouldst have me do and whither go;
Lord, give me love more strong than death
For Thee, till death my soul encompasseth.

Lord, give me strength to do my tasks—
Whate'er Thy will or Thy desire asks;
Lord, give me hope to cheer me on
When every human comforter is gone.

Lord, give me life—the life that Thou
Canst with Thy grace the soul of man endow;
And give me voice with which to sing
Of Thy great mercies my remembering.

—D. F. Miller, C.Ss.R.

A Saint in the Making

"Why is it that so few are ever canonized?" asked the curious cleric of an official in the Sacred Congregation of Rites, which is entrusted with the Process of canonization.

"That is easily answered," replied the Monsignor. "Every year we receive scores of cases of pious souls, who are admirable candidates for canonization; they have practiced heroic virtues their whole life long. But there are no miracles!"

Solidly authenticated miracles are the acid-test of outstanding sanctity. They are the only sure sign we have that the servant of God is in heaven and enjoys special intercessory power before the throne of the Most High. Our Lord promised that miracles would always be a mark of His true Church, and a gift He would always bestow upon His faithful followers, the saints: "He who believes in me, the works that I do he also shall do, and greater than these he shall do" (Mark 14, 12).

Difficult as it is to uncover miracles granted to favored souls by the saints of God, it is even more difficult to prove the occurrence was really of a miraculous nature, at least to the satisfaction of Holy Mother Church. The strict rules laid down by Pope Benedict XIV govern the procedure. Indeed, evidence which outsiders have considered convincing, has frequently been rejected by the Congregation of Rites at Rome as untrustworthy.

Events of a miraculous nature are not wanting in the case of Bishop De Mazenod, the Saintly founder of the Oblates of Mary Immaculate, whose cause for canonization has been introduced and is progressing favorably.

Extraordinary Gifts in His Lifetime

The great bishop of Marseilles was not only gifted with discernment in reading the hearts of men, he is known to have possessed the gift of prophecy as well. Here are a few cases in point.

One day, at Marseilles, Madame Ollivier asked him to bless her and her three young children. He gave them his blessing, and then, placing his hand on the head of Marius, the youngest child, he said to the mother: "This child will one day be a bishop; rear him very carefully." And, in fact, Marius Ollivier died Bishop of Ajaccio in 1906.

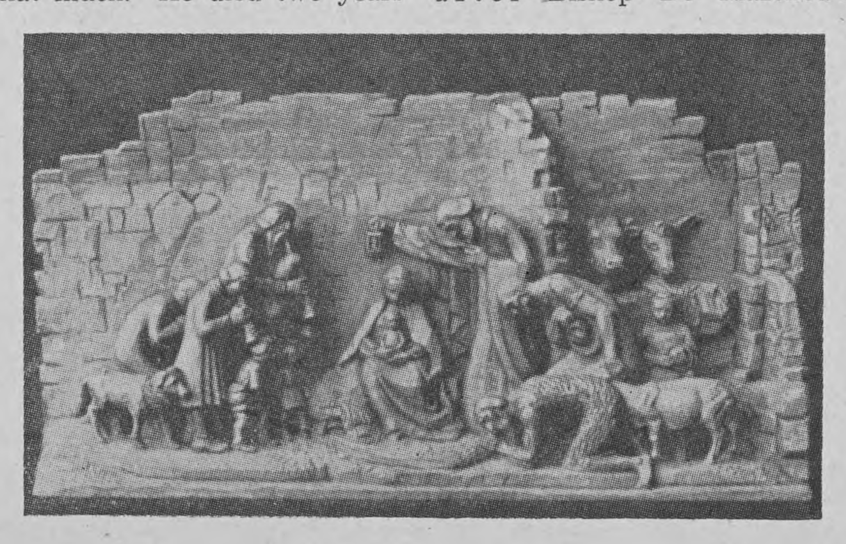
On his death-bed, speaking to his nephew, the Marquis de Boisgelin, he said: "I bless you and your descendants, and I give a special blessing to that one of your sons who will have twelve children." This prediction was verified forty years later.

The venerable Bishop wrote in his private diary on August 1, 1858, that he saw before him but three years more of life, if that much. He died two years and ten months later, on May 21, 1861.

Favors Granted after His Death

One of the most remarkable favors granted by the Servant of God, Bishop De Mazenod, occurred in Canada. On September 12, 1864, the Convent of the Grey Nuns in Ottawa found that they were practically out of bread; it was impossible to procure more at the time. Confidently the Sisters appealed to Bishop De Mazenod in prayer, begging that no one should have to go without her share. They ate their full meal at midday. After dinner they discovered that there was still as much bread in the larder as there had been before dinner! To make sure they were not mistaken, the Superior told the fifty-four Sisters to partake of it as usual at the afternoon lunch and again at supper; the amount of bread remaining was still about the same! Two hundred and eighty-six portions had been miraculously provided.

Most of the favors on record are cures. The first outstanding cure took place only three years after Bishop De Mazenod's



death. In 1864, Mrs. Wilhelmina Laberge of Plattsburg, N.Y., was afflicted with suppurating sores which the doctors had declared incurable. She began a novena of prayers to Bishop De Mazenod. From the first day of the novena the suppuration noticeably decreased and on the eighth of September, the last day of the novena, the sores were completely healed.

At Autun, France in 1868, two Oblate students, Marcellin Deltour and Germain Michel fell gravely ill with typhoid fever. The doctor gave them but a few hours to live. A relic of the Founder, Bishop De Mazenod, was placed near them. At once their pains ceased, all danger was averted, and they completely recovered.

In 1890, Miss Eugenie Leveque, a school teacher in Manitoba, was suffering from acute congestion of the left lung. The application of medical plasters only aggravated the condition of the patient by causing torturing blisters. Completely exhausted, she invoked the intercession of Bishop De Mazenod, applying one of his relics. By midnight of the same day, February 28, she was completely cured.

At Rome in 1920, Father Coquil, O.M.I., as a result of a severe chill, experienced a very acute pain in his right lung. A hacking cough brought spitting of blood. Before taking any remedies, he decided to begin a triduum of prayer before a reliquary containing the heart of the venerated Founder. At the end of the three days his cough ceased, as did the spitting of blood. His recovery was complete and permanent.

In 1926, Theodore Smiereck, a tinsmith of Borken, Westphalia in Germany, fractured his skull in a serious fall. A novena to Bishop De Mazenod was begun by his friends. In a few days, to the surprise of the doctors and nurses of the hospital of Borken, to which he had been taken, he made a perfect recovery without suffering any loss of his faculties, although a deep scar remained.

Sister Beatrice, a nun of the Congregation of Nursing Sisters of St. Augustine in Marseille, had suffered for seven years with a malignant growth on her nose. In 1927 the eminent Marseilles surgeon, Doctor Aubert, decided it should be removed, Sister Beatrice dreaded the operation. She knelt in her cell the day before the operation was to take place, and prayed: "Monsignor De Mazenod, you are said to work miracles; and besides, there is the question of your beatification. Rid me of this wretched wart so that Doctor Aubert will not have to cut it off." After a while she added: "Free me from it without delay, so that I can see clearly that it is to you I owe the favor of being rid of it." A few moments later Sister Beatrice noticed that the growth had disappeared leaving no trace whatever.

Madame Susan Michallet, eighty-seven years old and suffering from liver trouble with painful vomiting, was stricken in 1927 at Marseilles with an attack of appendicitis and peritonitis. The doctors declared an immediate operation necessary. But the sick woman, encouraged by Sister Beatrice, whose own cure was mentioned above, had recourse in fervent prayer to Bishop De Mazenod. Her confidence was rewarded, for on the morning the operation was to take place, she found herself cured.

July 30, 1928, a little eight-year-old girl in the town of Bonnieux, France, became suddenly ill with frightful convulsions and was in danger of dying from suffication. The physician decided that Jeanne Salat was a victim of acute meningitis and despaired of saving her life. On the breast of the little sufferer was placed a picture of Bishop De Mazenod whom her family began to invoke. At once the convulsions ceased, the child fell into a gentle sleep which lasted all night. The next morning Jeanne awoke in perfect health. A specialist, Dr. Barra, arrived from Avignon bringing with him an anti-meningitis serum. He could find no traces of the illness.

Sister Saint Regina, a religious of the Congregation of St. Charles in the Hospice of Apt, who had been suffering for 7 years from enteritis, became gravely ill in April, 1928, with tuberculosis of both lungs. The malady was complicated a few days later by infectious meningitis. The doctor gave the Sister only a few days to live. The Superior decided to offer a novena of prayer with her community, begging Bishop De Mazenod to obtain the cure of the sick nun. The third day of the novena the state of the patient was so bad that the doctor assured the community that the end was near. On the eighth day, however, the fever abated, and on the final day of the novena Sister Regina was perfectly well. The tuberculosis and the meningitis had both disappeared, as had also the enteritis from which the Sister had suffered so long.

In 1931, a Mexican named J. Saenz, injured his hand when shearing sheep near Ballinger, Texas. Blood poisoning set in and the man was in great danger of death. His friends made a novena of prayer to Bishop De Mazenod, and on the ninth day the injured man was out of danger and recovered.

These few cases, certainly extraordinary, are but a few among many others. They are attested by reliable witnesses and supported by documentary proofs. They show us that in our needs and anxieties we can confidently invoke the intercession of the venerated Founder of the Oblates. Should we not, therefore, beseech our Divine Lord to deign to grant him the signal honor of beatification?



His Christmas Star



This is a story. It concerns a letter, a blizzard and a Christmas eve. Maybe Father Sheehan is a "preaching meddler", but he does know what your guiding star should be

By James A. Sheehan, O.M.I.

Father McDowell's Christmas letter did not reach me until last June. It has haunted me and elevated me by turns ever since.

The letter was an epic of suppressed heroism. There was so much that was not written. There were so many emotions that were plucked at and so many memories that were just touched on. The day I received it I must have spent several hours looking into space.

The letter was written the day after Father "Mac" had undergone the most trying experience of his life — and that experience took place last Christmas Day. He wrote the letter from an Eskimo camp well within the Arctic Circle — that is why I did not get it until last June.

Almost all of Father "Mac's" parish of Eskimos had left their summer locale early in September. He would have gone with them except for the fact that he felt his place was with those who need him most — the sick and the Sisters at the hospital on the mission station. It was with a heavy heart therefore that he sent his nomadic flock on their adventurous way with repeated blessings and admonitions.

In mid-December, however, a combination of circumstances arose and changed the course of events. The first was the arrival by dog team of a sick missionary who was in need of hospital care. The second was the news brought to him by a passing family of Eskimos that his parishioners were camped at a point about five days' travel away and that they intended remaining at that spot for some time — the sealing was good.

The invalided priest was immediately pressed into service at the hospital and Father "Mac" set out wi h a song in his heart behind his team of huskies.

It happened when he was within one day's travel of his flock. The scourge of Arctic life broke upon him — the dread "pouderie" — a raging blizzard.

For a little while he tried to forge ahead in spite of it. But in an Arctic blizzard even the Eskimo loses his way. Father "Mac" had to call a halt. It was the eve of Christmas, 1945, but he had to "dig in." That meant making a sort of igloo shelter until the storm abated.

Imagine! Christmas Eve in such a setting!

Father McDowell's own words taken from his letter will continue the story:

"Every Christmas since my ordination it had been my joyous privilege to celebrate Mass three times. And Oh how I longed to repeat that blessed experience yesterday.

"I prayed during the dark, howling hours of the afternoon before that God would have pity on me and would release me. But as the hours of seven, eight and nine ticked off on my wrist watch with unendurable slowness, the realization forced itself upon me that mine was a lost cause.

"When midnight shone from my wa ch in numerals that seemed a foot high, a feeling of frustration and de olation came over me that was like an ache. Imagine facing a Christmas Day without having an opportunity of celebrating Mass once — not to think of three times. I've known lonesomeness and helplessness here, but they never shrieked at me before.

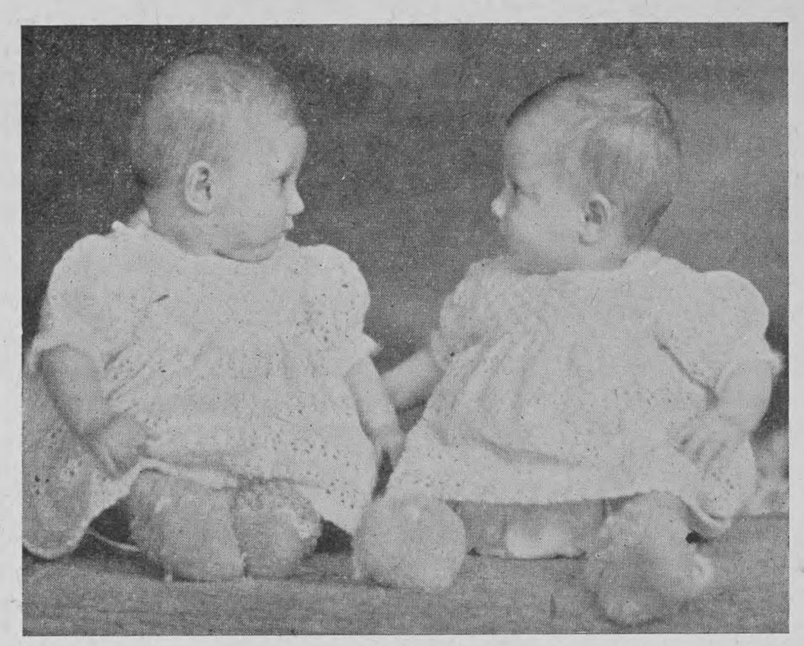
"It was then that my mind went wandering all over the Christmases that I had known before. You know — as I looked back over my life on that night of my great trial, the thought came to me that no Christmas in my life has ever meant so much to me as the Christmas you and I spent as Oblate fledglings at the novitiate.

"The new-found spirit of religious life away from the world and all the duties that we performed as a sort of ritual leading up to Christmas — these contributed to my happiness then . . ."

This is one of those places in Father "Mac's" letter that sent me looking into space for a long time. He simply mentions two reasons for his appreciation of that Novitiate Christmas. My own memories filled out what he left unsaid.

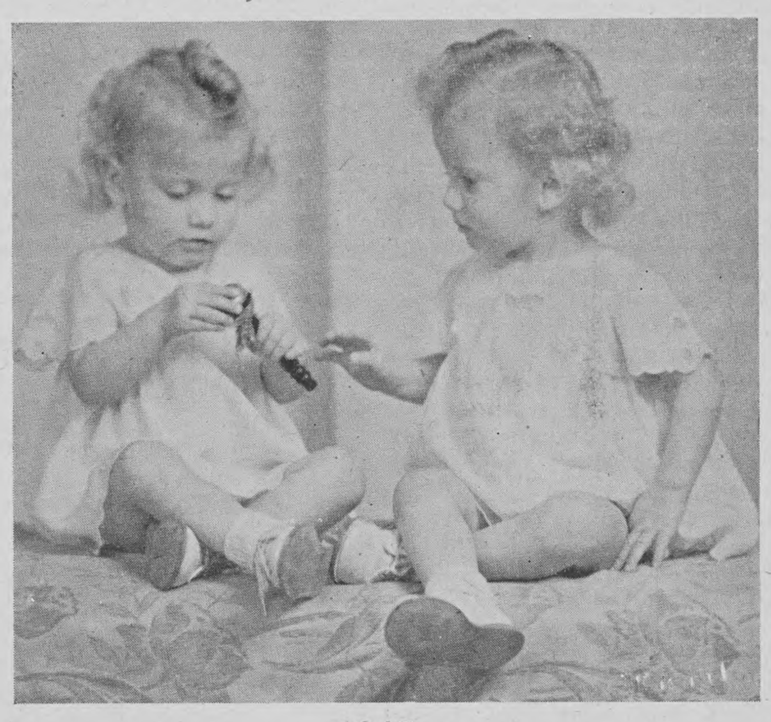
One reason why Christmas at the Novitiate always stands out in the memory of an Oblate is the fact that it is the first Christmas when the full spiritual significance of the Feast can be appreciated— wi hout the distracting influence of department-store Santa Clauses and the barter of Christmas gifts.

A Happy New Year!



1946

The Marienboten-Twins—Marianne and Joanne. Do you remember them from last year's Christmas Issue?



1947

Another reason — and it's rather simple I admit — is that there is such an enjoyable series of traditional Christmas duties at the Novitiate, all leading up to the Glorious Day itself. These, as I recall them, included the search in the woods for suitable pine and spruce trees, the gathering of evergreens, the weaving of our own wreaths, the building of the Cribs, the decorating of the house and the beautifying of the altar.

All these memories and others tumbled into my mind. As I said, it was some time before I turned again to the words of his letter:

"But when good old Father D——, our Novice Master, gave us that conference just before supper on Christmas Eve, it seemed that I was about to enjoy the Feast for the first time.

"As closely as I can recall it, Father D—— said, among other things, 'Always remember that the sanctuary lamp will be your star throughout your lives.' He had been talking, you will recall, about the kinship that exists between the mystery of the Eucharist and the mystery of the Birth of Christ.

"Remember the analogy that he drew between the swaddling clothes of the Infant and the swaddling appearances of Bread; and between the mean birth-place of the God-Man in the stable and the humble home of the same God-Man in the tabernacle. Remember his dwelling upon the Faith that inspired the Wise Men to follow their star until they found a Baby and then compelled them to kneel in adoration. Then he said: 'There is only one thing that can sustain you young men when you become priests and that is the same strong, simple, unquestioning Faith the Wise Men had. You will never lack for a star to lead you. "Your Star will be the Sanctuary Lamp." And the Eucharistic God will mean everything—and more—to you throughout your priestly lives than the Infant God meant to the shepherds and the Wise Men."

"Father D——, God rest his noble soul, never could have realized that his words would come echoing back from the past and would come winging up here to me when I was 'holed up' in a cave of snow facing with falling courage the most galling disappointment of my whole life.

"With the recalling of that message from the past, my extreme desolation left me. I felt for the breast pocket of my woolen shirt beneath my seal-skin parka, and, Oh what consoling reassurance was mine when I felt there the pyx containing a few consecrated Hosts.

"How I thanked God then for my gift of Faith and for His Gift of the Eucharist. What a flood of consolation engulfed me with the realization that my Christmas Gift was from on high!

"When it became apparent to me that I would have no chance of saying Mass on Christmas Day, I took the pyx from my pocket and with all the reverence and the devotion of my soul, I received Holy Communion from my own hand. (Then, in my Thanksgiving, I said a devout prayer that God would reward Father D—— for a Christmas message that saved me from despondency.)

"My desperate loneliness was a thing of the past—my God was with me. My mocking despair fled — there can be no despair when one is in possession of the Source of all happiness. I had no sanctuary lamp to take the place of the Star, but the light of Faith and Love was burning within me.

"God had deprived me of the privilege of saying three Masses for a purpose. That purpose, I felt and still feel, was to drive home to me as nothing else could possibly do the truth of the words that you and I heard on a Christmas Eve so many years ago at the Novitiate: 'The sanctuary Lamp will be your Star.' "

* * *

The story of Father McDowell properly ends here.

And I suppose I should be satisfied to let it end here. But I guess I'm a preaching meddler at heart; and, as such, I can't let the story stand without repeating the moral that every reader must have received.

We Catholics have so much to be grateful for at Christmas! We join with the rest of the world in celebrating the Birthday of Christ; but, whereas the rest of the world must be satisfied with the waxen image of the Christ Child in the cribs that are built in churches and on theatre stages, we have the mystery of Christ's Birth constantly repeated in the Mass. We have the Son of God who once blessed a stable by His presence, continually living among us in the Tabernacle.

What we have read about the "great trial" of Father McDowell should only serve to fire our faith to a burning flame; so that all through life the Sanctuary Lamp may indeed be for each of us a Star.

Aids for Eyes

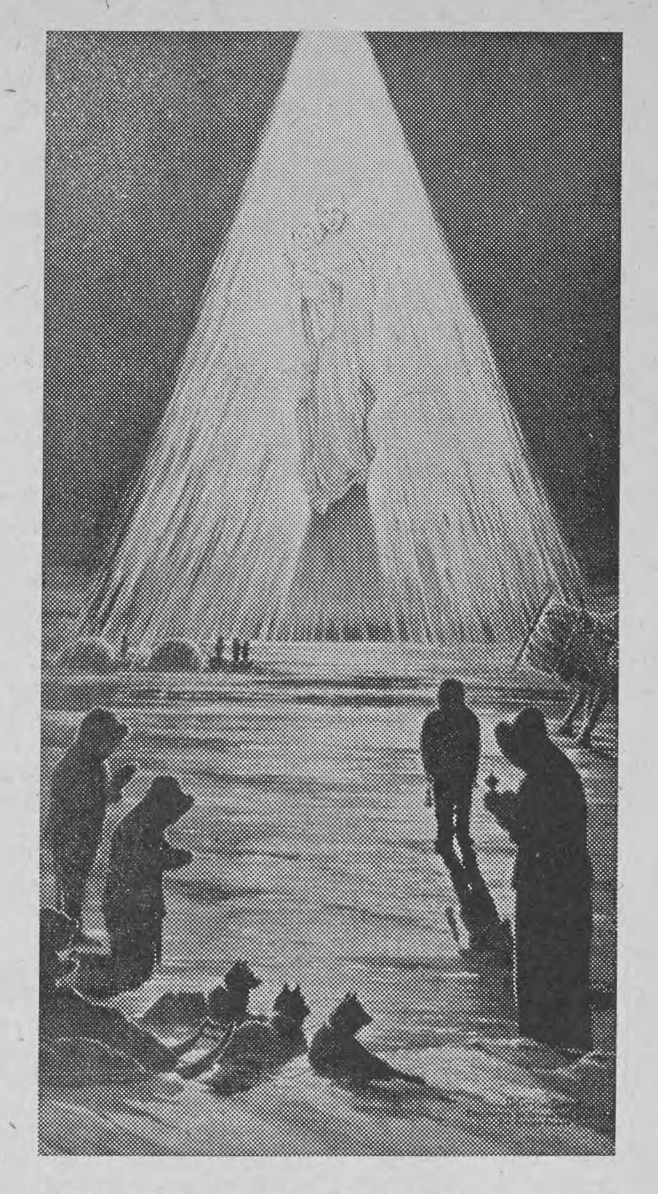
In getting a pair of reading glasses, don't just pick them up from a store counter, after testing your own vision, warn health officers. Such glasses may be relatively cheap, but it's false economy to buy glasses which only add to eye-strain.

Authorities note that the layman cannot judge the correct type of lenses to use in eyeglasses. He may pick them too strong or too weak. The only safe way of adopting aids for the eyes is to have the optics examined, by an eye specialist or by a qualified optometrist.

Our Lady of the Snows

By MICHAEL DEIS, O.M.I.

(Mary Immaculte)



"Our Lady of the Snows" — Mary merited this title by working an unusual miracle. In the fourth century, during a warm August night, she caused snow to fall in Rome where it does not snow for years, even during the winter months. "Our Lady of the Snows!" What a beautiful title for our heavenly Mother! With what sentiments of purity it inspires us. This is the tradition of the miraculous fall of snow.

With the Edict of Milan (313) paganism in the Roman Empire received a mortal blow. This treaty of itself could not change the age-old convictions of a people given to pagan practices, but it prepared the way for a change in belief by giving Christianity freedom of practice which it hitherto lacked. For many years to come paganism, though diminishing, would exercise a tremendous influence on the actions and minds of heathens, and yes, even of Christians. Late converts from paganism usually retained some pagan imperfections. At this very time when the Emperor Constantine gave Christians the freedom to practice their belief, superstition and incantation seemed to be increasing in the non-Christian world. Gladiatorial shows and idolatry had been outlawed, yet we read of inhuman killings of men in the arenas even as late as the year 400. Pagan ideals though suppressed by law still continued to exist in the minds of the people and in the spirits of the times; legislation was practically powerless against practices which custom favored.

In Rome, where paganism had had its stronghold, Christianity was beginning to flourish. Not only did the poor and the slaves embrace Christianity, but the Roman Order of Patricians, through the influence of Christian example and swayed by conviction, joined the ranks of Christ's followers. These nobles after taking such a step were amazed to see how much it helped to spread their influence. They gave alms to the poor and needy; they helped the sick. Whenever new churches, monasteries, and monuments were to be erected, the necessary money was obtained from these wealthy Roman Christians. This generosity was not without its reward. The lowly, in gratitude for favors received, put themselves at the service of the nobles who in turn soon found themselves powerful and popular; the monuments they built made them remembered and famous in posterity.

During the pontificate of Pope Liberius (352-366) there lived in Rome such a patrician named John and his wife. They had no children to whom they might will their possessions, so they made a vow promising their goods to the Blessed Virgin Mary. In a special manner they prayed to Mary, beseeching her to make known in what manner she wanted them to dispose of her goods. Mary in her kindness heard their heartfelt prayers and answered them with an outstanding miracle. During one night in August, the hotest month in Rome, she appeared to John and his wife, telling

them she wanted a basilica erected in her honor on the spot where they would find snow the next morning. John related this apparition to the Pope who said that Mary had also appeared to him. That night snow fell on the Esquiline Hill!

Early in the morning of August 5, Pope Liberius and John, together with many Romans, went in solemn procession to the summit of the snow-clad hill. On this day, Rome, still half pagan, beheld the greatness of the Mother of God. Rome, the city of Minerva and Juno, was about to become the city of the Virgin Mary; Rome, once the scourge of nations for its evil ardor, now became the mother of all Christian nations; Rome, whose hills were once sullied by sacrifices to idols and by other pagan practices, saw one of these selfsame hills covered with a blanket of dazzling whiteness, a symbol of purification; Rome, whose seven hill were the foundations of pagan temples, was to see its seventh hill adorned with a beautiful temple in honor of the Queen of Heaven and Earth.

The site for the new basilica was immediately selected; soon work began with the financial support of the patrician John. This beautiful monument to Mary was completed in the lifetime of Pope Liberius, in whose memory it later became known as "the Liberiana." In the sixth century Pope Sixtus restored it and re-dedicated it to Mary, this time calling it St. Mary Mother, to commemorate the Maternity of the Mother of God, which the Council of Ephesus had had proclaimed in the previous century. It is also called St. Mary of the Crib, for the relics of the crib brought from the East by St. Helena were placed therein. Because of the aforementioned facts and because of the greatness assigned to it by many Roman Pontiffs, to give it special distinction among the many churches dedicated to Mary in Rome, this basilica received the title of St. Mary Major. The appellation, "Our Lady of the Snows," was not added until the Middle Ages when the tradition of the miraculous fall of snow seems to have been most popular. In the church of St. Mary Major, as it is most commonly known today, there is a special chapel dedicated to Our Lady of the Snows.

In former years, especially during the Middle Ages, devotion to Our Lady of the Snows was undoubtedly very strong. We read of churches that were built and known by this title as late as the seventeenth and eighteenth centuries. In our times, Our Lady of the Snows, Queen of the great Northland, is comforter to the missionaries who labor to win for her Son the scattered Eskimos and Indians of the polar regions.

The state of Christianity in the North Pole today is somewhat similar to what it was in Rome during the fourth century. There are many Catholics among the natives of the Arctic Zone, but there are also many pagans. Pagan worship of false gods is not uncommon; pagan practices still abound. In an earlier edition of this magazine we read that "Superstition holds in its grasp the Eskimo, rendering his existence unenviable. The pagan religion multiplies their inhuman prohibitions, by which they shall not kill a caribou when a seal is in storage, thus losing a hunt that would be adventageous for future provisions. They are forbidden to make any garments in the winter before the igloo is constructed on soft-water ice, consequently there is much sickness. Another prescription forbids a family's retaining the belongings of their dead relatives, thereby entailing considerable loss." "The Eskimos are degraded pagans," wrote an Arctic missionary, Bishop Turquetil, O.M.I., several years ago; "paganism turns their energies towards evil. Nevertheless, they possess some good fiber. The day will come when enlightened by revelations of Faith, they will put to good use the resources of their richly endowed nature."

This day of Faith spoken of by Bishop Turquetil seems to be approaching. Again, as in Rome long ago, Mary shows herself a powerful aid in conversion, not by a miraculous blanket of snow, for in the North snow falls unceasingly for many days of the year, but by sending down a miraculous shower of Graces. Many Eskimos have been converted through Mary's help; all the missionaries of the Frozen North have been strengthened and encouraged in apostolic labors by her love. This devotion to Our Lady of the Snows promises to speedily bring all pagan Eskimos into the fold of Peter.

It seems as though Mary wants herself honored under her ancient title of Our Lady of the Snows, for in recent years this devotion has grown exceedingly. Missions and chapels in great numbers are being erected to the Queen of the North, who is becoming even more dear to the loving hearts of missionaries, whether in the land of ice and snow or in the land of the equatorial sun.

For many years she has been revered under this title by the inhabitants of Tenerifee, Canary Islands. Every five years, these people rig up and decorate a huge stone boat to celebrate the bringing of the ancient image of Our Lady of the Snows from its hill shrine. Also on our own continent Mary is known and revered under this title. High in the Andes of Chile there is a church enhanced with a beautiful painting of Our Lady of the Snows.

The Feast of Our Lady of the Snows was undoubtedly celebrated on the Esquiline at a very early date; in the fourteenth century it was extended to all the churches of Rome and finally it was made a universal feast by Pius V. Somewhat later Clement VIII raised it from a feast of double rite to double major. Today as formerly the feast is celebrated on the fifth of August.

At the Inn's Back Door

By Clara McFerran

Martha Ryan had unlocked the back door of the inn and let herself into the kitchen. Its warmth and Christmas fragrance rushed out to meet her. Spicy sugary odors and the tantalizing aroma of cooling baked ham mingled with the scent of the fresh pine wreaths resplendent in their huge red bows. A dim light burned above the long oilcloth-covered table.

Her eyes were still a little misty with that mysterious awe which overwhelmed her at Midnight Mass. She had been busy in the great kitchen since five o'clock the previous morning but, tired though she was, she could not give up the best hour of the year. It left her trembling way down inside her. For one brief hour she was transported back through the centuries to that rude stable of Bethlehem. In the guise of a poor shepherd she fancied herself kneelink there in adoration of the divine Babe. She longed to do something great, to show her love for the Baby Jesus.

To think they turned the Blessed Mary away in her time of trial and there was only a stable where to rest her head and lay her dear Lord down! "No room," they said. How willingly she would have made room for her!

"I'm just a foolish old woman," she told herself as she sliced some toothsome slivers from the juicy pink ham and set out rolls and cream and sugar. But she wasn't old, really—only sixty-five. She was just a shy grey-haired person who loved her kitchen and shrank from meeting strangers.

Long ago she had cherished the desire of being a missionary sister, devoting her life to God's poor, teaching them and ministering unto them. To serve God by serving His less fortunate ones would have been the fulfillment of her dreams. However, the long lingering illnesses of her parents had made it impossible for her to leave them.

As the years slipped away her dream grew dimmer. On Mary fell the heavy responsibility of running the inn, and Martha, even after their parents' death, knew it was her duty to stay and help. The kitchen was her domain. Still, she yearned to shine out, to do worth-while things like the ladies in the altar society and St. Vincent's.

Now, Mary was different. She was tall and plump and had a very keen eye for business.

They were the proprietors of the inn that their grandfather had built over a century ago in the shadow of St. Luke's. Martha had a genuine terror of greeting the distinguished guests who passed through the impressive front entrance, but she felt strangely at ease with the poor unfortunates who found their way to the back door.

"You give away as much at the back door as we take in at the front," Mary often chided her good-naturedly, but well she knew that it was Martha's gift of the culinary ar's that brought guests back time after time. Of course, there was also the warmth of Mary's hospitality and the quiet dignity and charm of the old inn itself.

There were several new guests for the holiday. A prince, a real honest-to-goodness prince, His Royal Highness Something-or-Other had arrived late in the afternoon. This was the fulfillment of Mary's fondest dream—to house royalty.

Martha had always laughed at her. "I am just as apt to serve a prince in the kitchen."

So Martha had to go to Mass alone, this once. Mary was afraid lest His Highness think it uncouth if the inn were left to itself even for an hour or so. To be sure, there was no glamor about him. He was short and swarthy and frumpy and becoming conspicuously bald in spite of his efforts to conceal the fact. He enjoyed the food Martha sent in to him and promptly rolled into bed before nine o'clock, totally immune to the pervading Christmas spirit.

Martha poured her coffee into the delicate china cup and set the percolator back on the stove. She was beginning to feel a let-down. She missed Mary's jovial companionship at this time-honored snack, as she did her comforting bulk on the trip to and from church.

A light tap sounded on the back door. Quickly she threw it open and in the light from the kitchen beheld a tall young man standing hatless amid the falling snowflakes.

"Come right in, and a Merry Christmas to you!"

The stranger stepped inside and closed the door behind him. "I am sorry to trouble you." His voice was low and strangely musical. "But I have come a long way and am now greatly in need of food."

"And I in need of companionship. Sit right here."

"But this—! You have set it for yourself."

"No matter. I shall get more. Drink your coffee. It will warm you."

Sitting there at the side of the table she was fascinated by his hands—slender, white, and yet strong and gentle in appearance. His wavy brown hair was combed back from a high and white forehead. His eyes, set deeply under heavy brows, were dark and piercing and held a great serenity and peace. The pallor and leanness of his face was partly concealed by a light beard. There was a sad little droop to the firm mouth, a sort of wistful tenderness. His clothes, though clean and mended, were threadbare. There was something disturbingly familiar about him.

"You were at Mass tonight?" she queried.

"Yes. I saw you there." A smile flickered over his face. "I was late when I reached the inn, but on inquiring for shelter I found there was no room. A prince had arrived but recently with his servants."

Martha was embarrassed but before she could reply the stranger continued. "Of course, I realize my attire is sadly in contrast to so fine a personage."

"But on Christmas Eve!" she breathed, mortally ashamed for Mary.

"No matter." He dismissed it with a wave of his hand. "I saw the light in the kitchen window and made bold to knock."

"I am glad you did. No one is ever turned away hungry. Scarcely a day passes but someone comes. After all, there is always more than enough food. Even during the depression years it seemed the more we gave the more we had to give."

The man nodded. "The poor we have always with us." He lingered over his coffee after his hunger had been appeased. "Not only poor in worldly possessions but poor in things of the spirit as well."

Martha looked keenly at him but he seemed to be talking to himself.

"They are in such urgent need of someone to minister to their spiritual as well as their bodily ills," he continued.

The food and the warmth had brought a glow of health into the thin face. He relaxed in his chair as he sipped his second cup of coffee.

"I feel the same way," Martha confided timidly, wistfully. "I wanted to be a missionary sister but I was needed at home and now I am too old. I feel as if my life were wasted. What can I do here, shut up in a kitchen?"

Her guest smiled as he rose to his feet. "Ah," he said, "you have just done an act of charity. I was hungry and you fed me. Now I will be on my way."

"Oh, that!" Martha flushed with embarrassment. "Where will you sleep?"

"I shall find shelter somewhere."

"It is not necessary that you leave. Above here is a room I keep for those who might wish it. It is not large but it is clean and warm. Years ago it troubled me to turn anyone away after nightfall. When I saw the disappointment and discouragement on their faces I always thought of how St. Joseph must have felt that first Christmas eve, so I had the room prepared. You are too tired to go out again into the night. You are welcome to stay."

The weariness lifted from his sagging shoulders. "I shall be grateful to stay," he answered simply.

Climbing the stairs, Martha threw open a door, revealing a snug little room with two white beds and ruffled white curtains. She turned back the covers, plumped up the pillows and shook out an extra blanket across the foot of the bed. She indicated a door at the end of the small hall. "There is the bath, and in the closet you will find whatever you might need for your comfort."

He looked at her, puzzled. "You are very trusting."

Martha shook her head. "They are honest, these men of misfortune."

It was scarcely six o'clock when Martha was in the kitchen again. She appeared very much refreshed in spite of her curtailed hours of rest.

Quickly she set about the preparation of breakfast and the heating of the ovens. In the refrigerator the turkeys and chickens were trussed and stuffed, awaiting the fulfilment of their role in the feast. Martha was in her element. This hour before the "girls" arrived to help her was the best of all.

As she set her plate and cup on the table a slight sound caused her to turn. There stood the stranger, clean-shaven. For a moment she scarcely recognized him—he looked so young without the beard.

"It is not necessary for you to rise so early."

"I must be on my way," he replied, smiling. "I have yet many miles to cover before noon."

"But it is Christmas! Stay and have dinner with us."

The young man shook his head. "I have tarried long enough," he said sadly. "Now I am eager to make up for lost time."

Martha turned to the serving pantry and quietly placed their breakfast on the table. Her guest puzzled her.

"Do you always eat with your guests?" he asked as he spread his toast thickly with jam.

Martha colored slightly. "Yes, if it happens to be mealtime. It—well—it seems more sociable, you know."

"Not so much like a handout, eh? Martha, your reward will be great in heaven."

She was startled. He knew her name!

A smile crinkled his eyes. "Your name is known and loved by men all over this country, north and south, east and west. You give more than bread, Martha. You give them hope and courage. I have heard your name spoken by those who no longer find themselves in the toils of adversity.

"It is strange," he continued, how conflicting emotions can overpower and distort one's power of reasoning. My father is a noted physician. It has been his one great ambition that I follow in his footsteps. Everyone took it for granted that I would. Only my

mother seemed to understand that I might wish to choose a different calling.''

''Didn't you wish to be a doctor?'' Martha asked when he paused abruptly.

''I wished to become a priest,'' he answered simply. ''Though my father did not voice any objection, he seemed crushed. His pride was hurt. I felt I had failed him. I became restless and could not study properly. It preyed on my mind. I felt bitter towards him. I was confused. At last I left school and followed the road. For a year now I have ridden the rods and slep in jungles. I have mingled with the unfortunate, the discouraged, those with broken spirits. I've seen poverty, hunger, sickness and despair. I've learned a new philosophy of life.''

His head lifited, his eyes glowed with an inner light.

''I am going back to finish my studies. All the indecision has been swept away. I could not sleep for thinking about it. I have faith now in God, in myself, in all mankind. Today I am going home. In a week I am going back to the seminary. I must go now, for I still have a hundred miles to travel by noon.''

''How will you make it?''

''Oh,'' he laughed, boyishly, ''my thumb is still in good working order, though I expect some of the distance will be covered on shank's ponies.''

''Wait.'' Martha reached into her pocket and pressed a folded bill into his hand. It looked like it might have been a habit with her. ''That will take you home on the bus. Your mother and father will be watching for you for dinner.''

He stood for a moment, holding the thin white hand in both of his, his eyes resting on the wrinkled face. ''The world today is sadly in need of Marthas, Keepers of the Hearth! Who knows but what a gentle word, given with a cup of coffee at the kitchen table, might do more good than hours of preaching? Your life is not wasted, Martha. It is particularly blessed.''

He departed so quietly that Martha did not realize she was alone until Mary came in hatted and coated.

''I am sorry I couldn't go to Midnight Mass,'' she gushed. ''But it isn't every day we are honored by a prince's company. I have just time to make the six-thirty Mass.''

''Wait a minute and I'll come too,'' Martha said. ''Sarah is coming early this morning.''

''Isn't she here? I thought I heard you talking.''

''I was talking to a young man who spent the night here. He was so hungry and weary I didn't have the heart to turn him away.''

''Very shabbily dressed, was he not? He asked for lodging earlier in the evening but I told him we didn't have room.''

''I know.'' Martha's eyes clouded. ''I saw him at Midnight Mass.''

''And he followed you home? Martha Ryan, you'll have us all murdered in our beds yet!''

The little woman could only shake her greying head. ''No, Mary. He is truly a prince among men. A brother and representative of the Prince of Peace. He did not flout his royal insignia but, somehow, it was stamped all over him.''

''How you do talk, Martha!'' Her sister was annoyed. ''We'd better hurry or we'll be late.''

It was late in the morning before Martha found time to climb the s airs and set the little room in order. The storm of the night had passed and the sun poured through the window in brilliant glory. In a golden patch of sunlight above the head of the bed, in the stranger's flowing handwriting were the following words:

''Whatsoever you shall have done to one of these, the least of My brethren, you shall have done it unto Me.

For a long moment Martha stared at the quotation. Then comprehension flooded her mind. She dropped on trembling knees beside the bed.

Martha's dream of becoming a missionary sister had come true in God's own way . . . at the inn's back door.

Christmas Letter

GLADYS McKEE

**We lit bayberry candles,
We trimmed an Erin tree
And sang the old, old carols
This afternoon at three.
There were old friends and new ones
Who found an hour to tarry
And watch the pine flames touching
The tree and swiftly marry
In blue and gold enchantment,
The sudden way that two
Discovering quicksilver
Always, always do,
And somehow in a gold flame
I saw the Christ Child's face
Smiling at His Mother,
Blue-gowned and full of grace,
And knew with heart's own wisdom
And humbling of mind's pride,
You, too, were at this Manger,
Kneeling at my side.
Now I no longer wonder
Where and how you are,
Finding down a thousand years
This miracle of Star.**

GOD'S WAY

(A True Story)

Directly opposite a Catholic Church in Boston there stood a wooden dwelling. An invalid lay stretched helpless on the sun porch. He was about fifty. An Irish Catholic nurse maid attended this invalid. While in health he had attended several Protestant churches. They had failed in one respect or other to satisfactorily answer the doubts that existed in his searching mind, and eventually, he discontinued this patronage.

Often had this man engaged his nurse girl in discussion on the Catholic faith. She was a good, practical Catholic and sought patiently to clear away his misunderstanding. He was broadminded and fair but, while he listened intently, reflected seriously and viewed her explanation from various angles, there still remained unobtainable the spark necessary to ignite the lamp of faith.

Long months passed. Each day found this nurse in fervent prayer for the conversion of her patient. Darkness continued to prevail.

Winter came and with it a mission to the little Catholic Church. True to custom the men of the parish rallied faithfully to the shepherd's call. Five-thirty each morning found them tramping valiently through the darkened streets to the mission Mass. They never loitered; never deviated from their course until they had reached the steps of the Church and then on into the edifice.

The measured steps of these men beat a steady tattoo on the quiet pavements, starting with the early comer who arrived a half hour before the allotted time. It was the tread, tread, tread of men with a purpose; men with a destiny; men who were fired with the spirit of the sacrifice they were making in forsaking their warm beds at such an early hour.

On the morning of the third day the invalid, who due to the position of his couch was unable to see into the street below, called his nurse and asked for an explanation of the marching feet.

"And they return again at night?" he asked incredulously.

"Yes, for an entire week. Seven-thirty each night," she proudly stated.

"The same men?" he asked.

"The same men. Morning and night. Leaving their beds in the morning, turning aside from the inducements of the world to give one full week of service to God for the salvation of their souls. Isn't it wonderful?"

The invalid was silent, the silence of amazement. Then he spoke.

"Mary, tonight I want you to push this couch over to the edge of the porch. Place it where I can see into the street. I want to see that scene tomorrow morning at dawn with my own eyes."

Each remaining morning while the mission was in session this sickly man, a light sleeper and readily wakened by the tramp of the men below, raised himself to his elbow and gazed down. He watched them come. He watched them go. It fascinated him. It stirred him like nothing before had ever done. It awakened within him an emotion that swept his system.

On the morning of the last day the miracle had been accomplished.

"I have seen enough, Mary," he exclaimed. "Any religion that can make a man, an army of men, unflinchingly suffer such a sacrifice must be the true religion. I want to be one of them. I too want to be a Catholic."

It was God's way.

This is a true story. It is related by the very missionary priest who joyously administered the sacrament of baptism to the invalid a day later.

School Snacks

In addition to three meals a day, extra food, in the form of occasional lunches, may be needed by young people to keep up with rapid development. Nutrition experts say that occasional "snacks" may consist of fresh or dried fruit, raw vegetables, crackers and milk or bread, with butter or peanut butter. In-between lunches should be small, so as not to blunt the appetite for good healthful meals at regular hours.

The Question Box

Only signed letters will be answered

May the drippings of meats be used in preparing meals on Friday and other days of abstinence?

Meat and the juices and extracts of meat are forbidden by the law of abstinence. However, lard and others meat drippings may be used in the preparation and savorings of foods. By this is meant that meat extracts may not form a definite or appreciable part of a dish to be served on a day of abstinence.

Is it a sin for married people not to have any children?

Considered in itself, it is not a sin. There is no commandment telling this or that couple to have children—although it is through the married state that God in His wise designs wishes to have this earth populated. Sin enters—and it is a very serious sin—when married people do that which is forbidden by the law of nature, which is really God's law, so that they will be sure not to have children. Married people may abstain, by mutual consent, from making use of their rights; but when they do use them they may not without sin frustrate the effects of such acts.

Is it all right to use someone else's beads to pray the rosary? I was told that in such a case the owner of the beads gains the indulgences.

It would certainly be an act of charity to include the owner of the beads in the prayers one says while using them. In any case it is quite correct to use someone else's beads to say the rosary. Quite some time ago a decree from Rome decided that now indulgences on rosaries can be gained by anyone using them—whether the beads belong to the one using them or to another person. Of course the proper dispositions for gaining indulgences are always necessary.

May a priest refuse to baptize a baby whose parents are Catholic but who were married outside the Catholic Church?

Before administering the sacrament of baptism the priest must have some assurance that the child will be brought up in the Catholic religion. Auhors say that this assurance must give moral certainty. The priest is the guardian of the sacrament and has an obligation in this matter. He may well reason that if the parents are negligent in the practice of their religion, even to the point of attempting marriage outside he Church, they will care little about the Catholic training of their child. On the other hand it may be that they now see their mistake and hope to correct it and therefore are sincere in wanting the child baptized, with the intention of bringing it up in the Catholic religion. In that case the priest will not refuse baptism. Each case must be considered individually. Generally it will have to be left up to the priest who is to administer the sacrament, whether he may or may not baptize.

What do we understand by the forbidden times?

I presume that you have reference to the time from the beginning of Advent to Christmas day and from Ash Wednesday to Easter Sunday inclusively, during which time marriage may not be solemnized with nuptial Mass and blessing. This is an ecclesiastical ruling and is part of one of the commandments of the Church. It does not mean that the marriage ceremony itself may not be performed. This may be done, with permission of the bishop, for a just cause. Marriage itself may be contracted on any day of the year, and the nuptial Mass and blessing can be supplied after the forbidden times. The reason for this regulation is that the festivities of marriage are not in keeping with the spirit of Adven and Lent.

Have you heard these ?

Tailor: "What! You want four pairs of trousers with this suit?"

Patron: "That's right. You see, I've just received a playful St. Bernard as a present."

* * *

A lady asked a pupil of a Sunday school, "what was the sin of the Pharisees?"

"Eating camels, ma'am," was the quick reply.

She had heard that the Pharisees "strained at gnats and swallowed camels."

* * *

"Mummy, that dentist wasn't painless like he advertised."

"Why, did he hurt you?"

"No! but he yelled just like any other dentist when I bit his finger."

For the fourth time, tht corporation lawyer conducting the cross-examination led the witness to the accident.

"You say that after the car passed, the man was seen lying on the ground with his scalp bleeding? Did the car hit him?"

"Naw," replied the exasperated witness, "The conductor leaned out and bit him as he went by."

* * *

An epileptic dropped in a fit on the street, and was taken to a hospital. Upon removing his coat there was found pinned to his waistcoat a slip of paper on which was written:

"This is to inform the house-surgeon that this is just a case of plain fits: not appendicitis. My appendix has already been removed twice."

* * *

"Goodness, Sarah, what a kitchen!" exclaimed Mrs. Smith. "Every pot, pan, and dish is dirty. The table is a perfect litter and—why, it will take you all night to clear things up. What have you been doing?"

"Nothing, ma'am," explained Sarah. "Your daughter has just been showing me how they boil a potato at her cooking class in college."

"What's happened? Have you had an accident?"

"No. I just bet Jim he couldn't carry me up a ladder on his neck, and I won."

STUDENT BURSE

1947 Jahre sind seit Christi Geburt verflossen. Damals, zur Zeit des Heilandes, waren es die Apostel, die Christi Namen in alle Lande hinaustrugen. Heute stehen neben vielen anderen gotterfüllten Aposteln auch die Oblatenmissionare überall dort, wo die Kirche Christi Missionsarbeit leistet. Die Ernte ist reif. Sie ist überreif. Der Arbeiter sind jedoch bei weitem nicht genug. Besonders nach dem letzten Kriege, der so viele Missionshäuser Europas schwer heimgesucht, wird die Missionssorge der Kirche immer größer und drückender.

Der kleine Marienbote sucht da auch zu helfen. Er sammelt Gelder, mit dem das Studium eines Missionspriesters bezahlt werden kann. Viele unserer Buben möchten sich dem Missionsberufe opfern. Ihre Eltern sind jedoch viel zu arm, um die Studienkosten decken zu können. Wir aber vertrauen auf Gott und auf unsere Wohltäter. $3,897.22 haben wir bereits von unseren Marienbotenlesern gesammelt. Jetzt wollen wir weiter sammeln, bis wir $6000.00 haben. Mit den Zinsen, die wir für dieses Geld bekommen werden, zahlen wir jedes Jahr das Priesterstudium für einen armen Studenten. Wer möchte helfen? Alle Gaben sende man an

The Marian Press
922-24 Victoria Ave. Regina, Sask. Canada



Ware's
LIMITED